This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

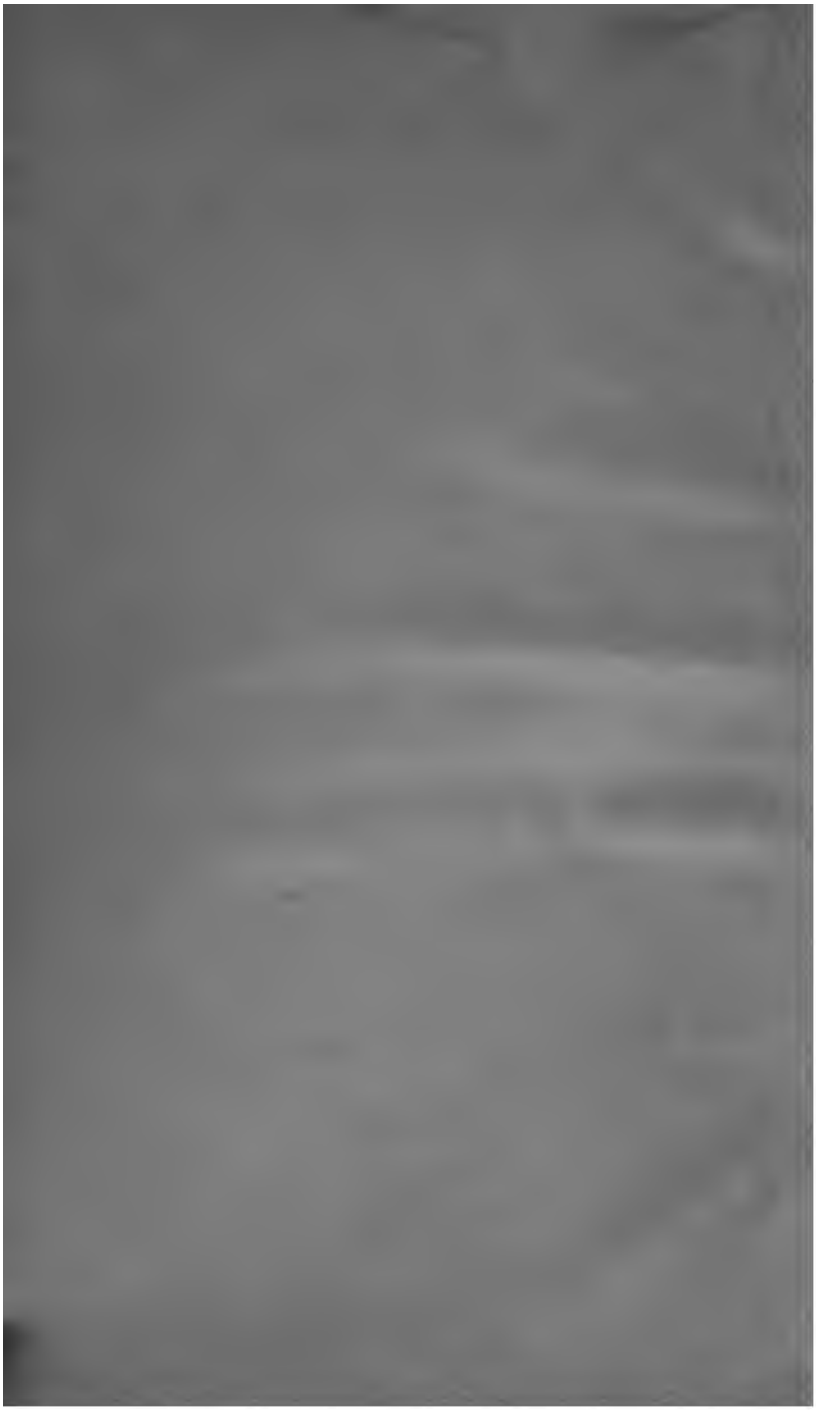
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Mustergedichte.

Zum Schulgebrauch

ausgewählt von

Karl Hessel.

I. Teil.

Ein Lesebuch für die 8. und 7. Klasse höherer Mädchenschulen, nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894.

Dritte Auflage.

Bonn,
Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner).
1897.

PT 1105
H4
1911
v.1

Vorbemerkung.

Vorliegende Sammlung bietet vollständigen Lese- und Lernstoff für das Lebensalter etwa vom 7. bis 10. Jahre (2. bis 4. Schuljahr). Die Verweisungen auf Register II (Reg. II) haben den Zweck, bei jedem Gedichte eine Vergleichung mit allen Stücken verwandten Inhalts, welche aufgenommen sind, zu ermöglichen. Zwischen den eckigen [ ] Klammern ist angegeben, wo sich das betreffende Gedicht erläutert findet, und zwar sind folgende Schriften berücksichtigt:

G. = Götzinger, deutsche Dichter, 2 Bände 5. Aufl. Aarau 1876. 77.

L. u. N. = Lüben und Nacke, Einführung in die deutsche Litteratur, 1. und 2 Thl. 9. Aufl. Leipzig 1882; 3. Thl. 9. Aufl. Leipzig 1883.

Gude = Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen, 1. Reihe 7. Aufl. 1881. 2. Reihe 6. Aufl. 1879. 3. Reihe 6 Aufl. 1881. 4. Reihe 5. Aufl. 1880. Leipzig.

L. = Leimbach, ausgewählte deutsche Dichtungen erläutert. Kassel 1. Bd. 3. Aufl. 1882; 2. Bd. 3. Aufl. 1883: 3. und 4. Bd. 2. Aufl. 1880.

D. = Dietlein, die Poesie in der Volksschule 3. Bde. Berlin 1880.

Linnig = Linnig, Vorschule der Poetik und Litteraturgeschichte. Paderborn 1878.

Förster = Förster, das Volkslied in der Volksschule, 3. Aufl. Breslau 1879.

Kr. = Kriebitzsch, zum Lesebuch, 1. Heft, 2. Aufl. Gotha 1881.

Kehr = Kehr, Anweisung z. Behandlung deutscher Lesestücke, 7. Aufl. Gotha 1878.

Koblenz, Oktober 1896.

Dr. Karl Hessel.

Ernſt Moritz Arndt.

1. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Chriſt.

(Gedichte, Leipzig, Weidmann, 1840, S. 499.)
(Reg. II, 5, 21, 44.)

1. Du lieber, heilger, frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt,
Damit wir ſollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes ſein;

2. Du Licht, vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſein:

3. Du lieber, heilger, frommer Chriſt,
Weil heute Dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

4. O, ſegne mich! ich bin noch klein,
O, mache mir den Buſen rein,
O, bade mir die Seele hell
In Deinem reichen Himmelsquell!

5. Daß ich wie Engel Gottes ſei,
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich Dein bleibe für und für,
Du heilger Chriſt, das ſchenke mir!

Ludwig Bechſtein.

2. Der Verdrießliche.

(Gedichte, Frankfurt a. M. Sauerländer, 1836, S. 85.)

(Reg. II, 20, 34.)

1. Ich bin verdrießlich!
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.

2. Sonne ſcheint gar zu hell,
Vogel ſchreit gar zu grell,
Wein iſt zu ſauer mir,
Zu bitter iſt das Bier,
Honig zu ſüßlich.
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Bin ich verdrießlich.

3. Dort wird Muſik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht,
Dort wirft man gar den Hut:
Wie mich das ärgern thut!
Iſt nicht erſprießlich,
Iſt nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach! ſo verdrießlich.

4. Wo ich auch geh und ſteh,
Ich meinen Schatten ſeh,
Immer verfolgt er mich.
Iſt das nicht ärgerlich?
Und wenn der Himmel trüb,
Iſt es mir auch nicht lieb.
Winter iſt mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,

5. Sommer iſt mir zu warm,
Herbſt bringt den Mückenſchwarm:
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand,
O, wie mich das verſtimmt!
O, wie mich das ergrimmt!
Wie das ins Herz mich brennt!
Himmelkreuzelement! —

6. Bin ganz verdrießlich,
Weil nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, wie verdrießlich!

Friedrich Juſtin Bertuch.

*3. Das Lämmchen.

Wiegenliederchen, Altenburg, 1772; abgedruckt aus Wuſtmann, Liederbuch Leipzig, Grunow, 2. Aufl. 1887, S. 69.)

(Reg. II, 9, 24.)

1. Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einſt mit auf die Weide

Und ſprang mutwillig in den Klee
Mit ausgelaßner Freude.

2. Es hüpfte über Stock und Stein
Mit unvorſichtgen Sprüngen.
„Kind!“ rief die Mutter, „Kind, halt ein!
Die Luſt wird nicht gelingen.“

3. Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Bergauf, bergab mit Freuden;
Doch bald mußt es am Hügel dort
Für ſeinen Leichtſinn leiden.

4. Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt es überſpringen,
Allein es ſprang und brach ein Bein;
Aus war nun Luſt und Singen.

5. O, lieben, muntern Kinder, ſchreibt
Tief in die jungen Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Die Freuden werden Schmerzen!

Clemens Brentano.

4. Herr Gott, du ſollſt gelobet ſein (um zwei Strophen gekürzt).
(Geſammelte Schriften in 7 Bden. Frankfurt a. M. Sauerländer, 1852; Bd. 5, S. 177.)
(Reg. II, 21, 45.) [L. u. N. 3. 161.]

1. Kein Tierlein iſt auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließt ſie alle werden,
Und alle ſind ſie Dein.
Zu Dir, zu Dir
Ruft Menſch und Tier,
Der Vogel Dir ſingt,
Das Fiſchchen Dir ſpringt,
Die Biene Dir brummt,
Der Käfer Dir ſummt; [klein:
Auch pfeifet Dir das Mäuslein
Herr Gott, Du ſollſt gelobet ſein!

2. Das Vöglein in den Lüften
Singt Dir aus voller Bruſt,
Die Schlange in den Klüften
Ziſcht Dir in Lebensluſt.

3. Die Fiſchlein, die da ſchwimmen,

Sind, Herr, vor Dir nicht stumm,
Du höreſt ihre Stimmen,
Vor Dir kömmt keines um.

4. Vor Dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Iſt keins zu klein und arm.

5. Sonn, Mond gehn auf und unter
In Deinem Gnadenreich,
Und alle Deine Wunder
Sind ſich an Größe gleich.

6. Zu Dir muß jedes ringen,
Wenn es in Nöten ſchwebt,
Nur Du kannſt Hilfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.

7. In ſtarker Hand die Erde
Trägſt Du mit Mann und Maus,
Es ruft Dein Odem: werde!
Und bläſt das Lichtlein aus.

8. Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn Dich, vom Haupt kein Haar:
O, teurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu Dir, zu Dir
Ruft Menſch und Tier,
Der Vogel Dir ſingt,
Das Fiſchchen Dir ſpringt,
Die Biene Dir brummt,
Der Käfer Dir ſummt;
Auch pfeifet Dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, Du ſollſt gelobet ſein!

Adelbert von Chamiſſo.

5. Das Rieſenſpielzeug.

(Werke, 6 Bde., Leipzig, Weidmann, 1836—39, 3. Bd., S. 302.)
(Reg. II, 15, 35, 45.) [G. 2, 571; L. u. N. 3, 233; Gude 4, 130.]

1. Burg Niedeck iſt im Elſaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Rieſen ſtand;
Sie ſelbſt iſt nun verfallen, die Stätte wüſt und leer:
Du frageſt nach den Rieſen? du findeſt ſie nicht mehr.

2. Einſt kam das Rieſenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging ſich ſonder Wartung und ſpielend vor dem Thor
Und ſtieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig, zu erkunden, wies unten möchte ſein.

3. Mit wen'gen raſchen Schritten durchkreuzte ſie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menſchen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das beſtellte Feld
Erſchienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt,

6. Und eilt mit freudgen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden: laß sehen, was es sei!"

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug: was kommt dir in den Sinn?

10. Sollst gleich und und ohne Murren erfüllen mein Gebot!
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot:
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!" —

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer:
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Matthias Claudius.

(Sämtl. Werke, 8 Teile, Wandsbeck, 1774—1812, beim Verfasser, Bd. 4 S. 87 und Bd. 8, S. 34.)

6. Ein Lied, hinterm Ofen zu singen (um eine Strophe gekürzt).

(Reg. II, 5.) [G. 1, 370; Kr. 169.]

1. Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer,
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht süß noch sauer.

2. Er zieht sein Hemd im Freien an
Und läßts vorher nicht wärmen
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

3. Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warmen Sachen.

4. Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenns Holz im Ofen knittert
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

5. Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seeen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Denn er will sich tot lachen.

6. Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

7. Da er ist denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen;
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

7. Der Esel.

(Reg. II, 24.) [G. 1, 361.]

Hab nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt,
Ohn Mut und ohn Gewalt;
Mein spotten und mich scheuen
Die Menschen jung und alt;
Bin weder warm noch kalt;
Hab nichts, mich dran zu freuen,
Bin dumm und ungestalt;
Muß Stroh und Disteln käuen;
Werd unter Säcken alt —
Ah, die Natur schuf mich im Grimme!
Sie gab mir nichts, als eine schöne Stimme.

Wilhelm Curtman.

(Aus dem „Vaterland", 5. Aufl. Darmstadt, Diehl, 1863, S. 231.)

8. Der König und der Müller.

(Reg. II, 16.)

1. Es wohnt ein Müller sorgenfrei
In seiner kleinen Mühle.
Das Mühlchen klappert Brot herbei
Bei Sonnenbrand und Kühle.

2. Nicht weit davon ein König hatt'
Ein Schloß sich aufgebauet.
Wär nicht die Mühl, man hätte Stadt
Und Land draus überschauet.

3. Der König bot dem Müller Geld:
„Verkauf mir deine Hütte!
Bau neu sie auf, wo dirs gefällt,
Nach größerm Maß und Schnitte!" —

4. „Mein Mühlchen ist mir gut genug,
Das laß ich meinen Erben;
Es trägt des Vaters Segensspruch,
Hier will ich ruhig sterben!" —

5. Der Fürst sagt ja, der Müller nein;
Der Fürst wird ungeduldig.
„Ich bin dein Herr, das Land ist mein!
Du bist zu weichen schuldig.“ —
6. „Ich weiche nicht.“ — „Dann muß Gewalt
Den starren Sinn dir beugen!“ —
„Ihr irret, Herr, Euch werden bald
Die Richter andres zeigen.“ —
7. „Die Richter?“ — fällt dem König ein,
Die selbst er eingesetzet? —
„Da hast du recht; ich geb mich drein,
Dein Gut bleibt unverletzet.“
8. Seit jener Stunde lebten sie
Als Freunde, hoch und niedrig.
Des Schlosses Nam ist Sanssouci,
Des Königs Name Friedrich.

Georg Christian Dieffenbach.

(Kinderlieder, Wiesbaden, Kunze (Jacoby), 2. Aufl. o. J.)

* 9. Morgengebet (S. 109).

(Reg. II, 21, 42, 44.)

Vom Schlaf bin ich gesund erwacht,
Dir, lieber Gott, sei Dank gebracht!
Nimm mich auch heut in Deine Hut,
Und mache mich recht fromm und gut,
Daß ich, o Gott, den ganzen Tag
Dein liebes Kindlein bleiben mag! Amen.

* 10. Aus dem Hofe (S. 27).

(Reg. II, 9.)

1. Das Kätzlein sitzt und stutzt sich,
Es schnurrt dazu und putzt sich,

Blinzt mit dem Äuglein ſchlau
Und ſchreit: „Miau! miau!
Hätt ich ein Mäuslein grau!“

2. Der ſtolze Gickel ſtreckt ſich,
Steht auf dem Miſt und reckt ſich
Und ſchreit in aller Früh
Laut: „Kikriki, kikri!
Ein Körnlein lieget hie.“

3. Das Täubchen droben ſitzet,
Sein Schnäblein wetzt und ſpitzet
Und ſchaut ſich um dazu,
Ruft: „Rucke, ruckedigu!
Nun flieg ich fort im Nu.“

4. Das Schäflein ſpringt voll Freude
Wohl auf die grüne Weide,
So hurtig, wie ein Reh,
Und ſchreiet laut: „Mä! mä!
Wie ſchmeckt ſo gut der Klee!“

5. Der Ochs mag kaum ſich regen,
Faul thut er hin ſich legen;
Daneben ſteht die Kuh,
Und beide ſchrein: „Muh! muh!
Laßt uns nur unſre Ruh!“

* 11. Die Henne und ihre Küchlein (S. 17).

(Reg. II, 9.)

1. Gluck! gluck! gluck! die Henne ruft;
Küchlein ſind nicht ferne;
Gluck! gluck! gluck! da laufen ſie,
Folgen alle gerne.

2. Körnlein hat die Frau Mama
Dort im Sand gefunden;
Ei, wie läßt das kleine Volk
Sich das Futter munden!

3. Henne ſcharret immerzu
Körnlein aus der Erden,
Bis die muntern Küchlein all
Ganz geſättigt werden.

4. Gluck! gluck! gluck! — die Henne lockt
Zu dem Brunnen helle,
Und die Küchlein trinken all
Aus der friſchen Quelle.

5. Auf zum Himmel blicken ſie,
Wenn geſchluckt ſie haben;
Danken wohl dem lieben Gott
Für die guten Gaben.

6. Gluck! gluck! gluck! — die Henne ruft:
„Küchlein, kommt in Eile!
Seid ihr ſatt, ſo ſollt ihr nun
Schlafen eine Weile!“

7. Wie ſie alle ſich ſo lieb
Um die Mutter ſtrecken,
Ruhen warm und ſchlummern gut
Unter Flügeldecken.

*12. Frau Schwalbe (S. 10).

(Reg. II, 9.)

1. Frau Schwalbe iſt 'ne Schwätzerin,
Sie ſchwatzt den ganzen Tag,
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel ſie plaudern mag;
Das zwitſchert, das zwatſchert
Den lieben, langen Tag.

2. Sie ſchwatzt von ihren Eiern viel,
Von ihren Kindern klein,
Und wenn ſie niemand hören will,
Schwatzt ſie für ſich allein.
Das zwitſchert, das zwatſchert —
Sie kann nicht ſtille ſein.

3. Hält sie im Herbst Gesellschaft gar
Auf jenem Dache dort,
So schwatzen die Frau Schwalben all
Erst recht in einem fort:
Das zwitschert, das zwatschert,
Und man versteht kein Wort.

*13. Die Mühle (S. 79).

(Reg. II, 12, 20.)

1. Es steht eine Mühl im Wiesengrund;
Die Räder drehn sich Stund um Stund
Rundum, rundum, rundum!
Das klippert und klappert immerzu,
Der Müller hat nicht Rast noch Ruh.

2. Er schüttet das Korn und den Weizen hinein;
Die Steine mahlen es trefflich klein
Rundum, rundum, rundum!
Der allerbeste Müllergesell,
Das ist das Bächlein klar und hell.

3. Das muß bei Nacht und bei Tage gehn
Und immerfort das Rädlein drehn
Rundum, rundum, rundum!
Und wenn es nicht so fleißig wär,
So ging die Mühle nimmermehr.

4. Den Müller drückt der Sack oft schwer;
Das Bächlein ruht doch nimmermehr:
Rundum, rundum, rundum,
So dreht es das Rädlein fort und fort
Wohl in der Klappermühle dort.

*14. Der Frosch (S. 5).

(Reg. II, 9, 45.)

1. Der Frosch sitzt in dem Rohre,
Der dicke, breite Mann,
Und singt sein Abendliedchen,
So gut er singen kann — quak! quak!

2. Er meint, es klingt gar herrlich,
Könnts niemand so, wie er,
Er bläst sich auf gewaltig,
Meint wunder, was er wär — quak! quak!

3. Mit seinem breiten Maule
Fängt er sich Mücken ein,
Guckt mit den dicken Augen
Froh nach der Sonne Schein — quak! quak!

4. Das ist ein ewig Quaken,
Er wird es nimmer müd,
So lange noch ein Blümchen
Im Wiesengrund nur blüht — quak! quak!

5. Herr Frosch! nur zu gesungen,
Er ist ein lustger Mann;
Im Lenz muß alles singen,
So gut es singen kann — quak! quak!

*15. Rätsel (S. 111).

(Reg. II, 28.)

1. Ich kenn ein Fäßlein klein und zart,
Das ist von ganz besondrer Art,
Zerbricht gar leicht, drum gib wohl acht!
Der Küfer hat es nicht gemacht;
Hat keinen Reif, ist weiß und rein.
Was mag das für ein Fäßlein sein?

2. Am Wege steht ein langer Mann,
So dünn, als wie ein Stock,
Er ist gar lustig angethan
Mit einem bunten Rock.
Er steht wohl manches Jahr schon dort,
Streckt beide Arme aus
Und geht doch nie ein Schrittlein fort
Und geht auch nicht nach Haus.
Zeigt allen, die vorübergehn,
Die rechte Straße an
Und spricht kein Wort, bleibt immer stehn,
Der wunderliche Mann.

3. Ich kenn zwei kleine Fensterlein
In einem kleinen Haus,
Draus guckt den lieben langen Tag
Ein kleiner Schelm heraus.
Doch abends, wenn es dunkel wird
Und alles geht zur Ruh,
Da macht geschwind der kleine Schelm
Die Fensterladen zu.

4. Ein Wagen kommt gefahren
Ins kleine Scheuerlein;
Drin stehen wackre Drescher,
Die dreschen alles klein.
Und sind sie all beisammen,
Sinds zweiunddreißig Mann.
Herbei! wer in der Scheuer
Die Drescher nennen kann!

5. Zwölf treue Brüder schlingen
Still um uns einen Kranz
Und halten alle Jahre
Wohl einen Ringeltanz.
Der eine reicht dem andern
Ganz stille seine Hand;
Und kaum erscheint der zweite,
Der erste schon entschwand.
So treiben sies schon lange,
So gehts jahraus und ein.
Wer nennt der Brüder Namen,
Ihr lieben Kinderlein?

*16. Der Osterhas.

(Aus: Glückliche Kinderzeit, Bremen, Heinsius, 1885.)
(Reg. II, 9.)

1. Der Has, der Has, der Osterhas
Ist eben fortgesprungen;
Wir hätten gerne ihn erwischt,
Doch ists uns nicht gelungen.

2. Gewiß hat Eier er gelegt
In alle dunkeln Ecken:
Das Osterhäslein liebt es sehr,
Die Eier zu verstecken.

3. Wir suchen überall mit Fleiß.
Juchhe! juchhe! gefunden!
Seht her! ein rotes Hasenei;
Das soll mir trefflich munden!

4. Die Hühner legen weiße nur,
Die Hasen aber rote
Und gelbe, blaue auch dazu;
So ist es Hasenmode.

5. Die schmecken noch einmal so gut;
Doch das ist unsre Klage,
Daß uns der Has nur Ostern legt
Und nicht an jedem Tage.

6. Gewiß kommt auch im nächsten Jahr
Der Osterhas gegangen;
Dann geben alle wir recht acht,
Damit wir ihn uns fangen.

7. Mit bunten Blumen wollen wir
Ihn füttern und ihn pflegen!
Dafür soll er uns alle Tag
Viel Ostereier legen!

17. Die Sterne (um eine Strophe gekürzt).

(Aus: Glückliche Kinderzeit.)

(Reg. II, 21.)

1. Siehst du dort die goldnen Sterne
An dem dunkeln Himmel stehn,
Wie sie aus der weiten Ferne
Freundlich nach der Erde sehn?
Ihre Zahl kann niemand nennen,
Ihre Wege niemand kennen.

2. Über allen Sternen thronet
Gott im Himmel wunderbar.

Ob er schon dort oben wohnet,
Schaut sein Auge immerdar
Nieder auf der Menschen Pfade,
Voller Liebe, Treu und Gnade.

August Gottlieb Eberhardt.

18. Der Peter in der Fremde.

(Gesammelte Schriften, Halle, Renger, 1830, 18. Bdchen., S. 129. — Ursprünglich in Nürnberger Mundart verfaßt von Johann Konrad Grübel.)

(Reg. II, 34.)

1. Der Peter will nicht länger bleiben,
Er will durchaus fort in die Welt.
Dies Wagestück zu hintertreiben,
Der Mutter immer schwerer fällt.
„Was," spricht sie, „willst du draußen machen?
Du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen
Der erste beste Bösewicht."

2. Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
Wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
Sein längst gesungnes Reiselied.
Er meint: „Die Fremde nur macht Leute;
Nicht in der Nähe wohnt das Glück."
Drum sucht ers gleich recht in der Weite,
Doch kehrt er mit der Zeit zurück.

3. Zu Hilfe ruft man alle Basen,
Jedwede gibt dazu ihr Wort:
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
Der Tollkopf will nun einmal fort.

Da ſprach die Mutter voller Kummer:
„So ſieh doch nur den Vater an!
Der reiſte nie und iſt nicht dummer,
Als mancher weitgereiſte Mann.“

4. Doch Peter läßt ſich nicht bewegen,
So daß der Vater endlich ſpricht:
„Nun gut! ich wünſch dir Glück und Segen;
Fort ſollſt du; doch nun zögr auch nicht!“
Nun geht es an ein Emballieren
Vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
Das dickſte Band um ſeinen Zopf.

5. Und endlich iſt der Tag gekommen!
Gleich nach dem Eſſen geht er heut.
Voraus iſt Abſchied ſchon genommen,
Und alles ſchwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
Bis auf das nächſte Dorf hinaus,
Und weil da iſt ein Wirtshaus eben,
Hält man noch einen Abſchiedsſchmaus.

6. Ein Fläſchchen Wein wird vorgenommen —
Doch ſtill wird Peter, mäuschenſtill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
Und Peter ſeufzt: „Wie Gott es will!“
Er muß die Augen manchmal reiben,
Nimmt Abſchied noch einmal recht ſchön
Und ſagt, man ſoll' nur ſitzen bleiben,
Denn weiter läßt er keinen gehn.

7. Und endlich wankt er fort, der Peter,
Obs gleich beinah ihn hätt gereut,
Nach jeden hundert Schritten ſteht er
Und denkt: „Wie iſt die Welt ſo weit!“
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
Es geht der Wind ſo rauh und kalt,
Er glaubt: „Es kann noch heute ſchneien,
Und ſchneits nicht heut, ſo ſchneits doch bald!“

8. Jetzt ſchaut er bang zurück, jetzt geht er
Und ſinnt, wie weit er heut wohl reiſt;
Jetzt kommt ein Kreuzweg, ach! da ſteht er,
Und niemand, der zurecht ihn weiſt!
„Ach," ſeufzt er, „ſo was zu erleben
Gedacht ich nicht! daß Gott erbarm!
Hätt ich der Mutter nachgegeben,
So ſäß ich jetzt noch weich und warm.

9. Wie konnt ich ſo mein Glück verſcherzen!
Ich war doch wahrlich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
Kehrt ich an dieſem Kreuzweg um!"
Und raſch beſchließt er, ſich zu drehen,
Wie wenn man was vergeſſen hat,
Und rennt — ich hätt es mögen ſehen —
Zurück zur lieben Vaterſtadt.

10. Die Eltern ſaßen unterdeſſen
Im Wirtshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Eſſen
Und tranken tief betrübt dazu.
Der Peter ließ ſie gern beim Schmauſe;
Ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum rannt er ſporneſtreichs nach Hauſe
Auf einem Seitenweg zurück.

11. Und froh, daß in der Näh und Ferne
Sein Fuß ſich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendſterne
Inkognito noch in die Stadt.
Doch iſt er kaum daheim gekommen,
So ſchallt Gelächter durch das Haus,
Das hätt er übel faſt genommen,
Allein — er machte ſich nichts draus.

12. Man ſpaßt: „Du mußt mit Meilenſchuhen
Gewandert ſein; drum ſetz dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
Und pfleg am Brotſchrank deinen Bauch!"

Er thuts. Dann treten ſeine Alten
Zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter ſeufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott, wo mag mein Peter ſein?“

13. Da kriecht der Peter vor und ſchmunzelt:
„Was ſchreit ihr denn? hier bin ich ja.“
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
Die Stirn und ſpricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ichs dachte, iſts geſchehen;
Die Mutter war nur ganz verwirrt;
Ich habs dem Kerl heut angeſehen,
Wie weit die Reiſe gehen wird.“

14. Die Mutter jubelte, durchdrungen
Von frommem Dank: „'s iſt beſſer ſo;
Nun hab ich wieder meinen Jungen
Geſund daheim, des bin ich froh!“
Doch Peter ſagte ganz beklommen:
„Hätt ich nur nicht geglaubt, es ſchneit,
Und wär der Kreuzweg nicht gekommen,
Ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit!“

Karl Enslin.

(Lebensfrühling, 3. Aufl., Leipzig, Brandſtetter, 1859.)

*19. Weihnachtsliedchen (S. 36).

(Reg. II, 5.)

1. Still, ſtill, ſtill!
Die Augen aufgemacht!
Wer will herein?
Das Chriſtkindlein,
Es iſt ja heut die heilge Nacht!

2. Horch, horch, horch!
Es klopfet an die Thür!
Es klingelt hell,
O, komm doch ſchnell
Herein! ſchon lange warten wir.

3. Ja, ja, ja!
Wir haben Dich gar lieb!
Was bringſt Du heut
Zur Weihnachtsfreud?
Die hübſchen Sächelchen: o gib!

4. Ei, ei, ei!
Wie ſind die doch ſo ſüß,
So nett und klein,
So neu und fein: [Nüß!
Ein Gärtchen, Bilder, Äpfel,

5. Ah, ah, ah!
Wie glänzt und glitzert das!
Wie hell und rein
Der goldne Schein!
Herbei zu Luſt und Spiel und Spaß!

6. Dank, Dank, Dank!
Du liebes Chriſtkindlein!
Wir alle, wir
Verſprechen Dir,
Stets folgſam, brav und fromm zu ſein.

*20. Es regnet (S. 38).

(Reg. II, 1.)

1. Es regnet! Gott ſegnet
Die Erde, die ſo durſtig iſt,
Daß ihren Durſt ſie bald vergißt.
O, friſcher Regen, du Gottesſegen!
2. Es regnet! Gott ſegnet
Den hohen Baum, den kleinen Strauch
Und all die tauſend Blumen auch.
O, friſcher Regen, du Gottesſegen!
3. Es regnet! Gott ſegnet,
Was lebt und webt in weiter Welt:
Für jedes Tier ein Tröpflein fällt.
O, friſcher Regen, du Gottesſegen!
4. Es regnet! Gott ſegnet
Die Menſchen alle väterlich;
Sein Himmelstau erquickt auch mich.
O, friſcher Regen, du Gottesſegen!

21. Sankt Martin (S. 148).

(Reg. II, 31, 49.)

1 Die Luft weht ſchneidend ſcharf, und grimmig iſt die Kälte.
Dort trabt ein Reitersmann auf ſchneebedecktem Felde.
Sein Kriegesmantel ſchützt in Sturm und Froſt den Reiter;
In rüſtger Eile ſprengt Sankt Martin einſam weiter.
Da ſieht er einen Greis, mit Lumpen nur bekleidet,
Der, von dem Froſt durchbebt, am Wege zitternd ſchreitet.

Sankt Martin nahet ſich voll Mitleid ſchnell dem Alten
Und ſpricht ihn liebreich an, den Mantel ihm zu halten.
Als zwiſchen beiden nun der Mantel ausgebreitet,
Sankt Martin mit dem Schwert ihn mitten durch zerſchneidet.
Die eine Hälfte ſchwingt er um die eignen Lenden,
Die andre hält der Greis noch in den ſtarren Händen.
Der weiß kaum, wies geſchehn, hat keinen Dank gefunden —
Schon in der Ferne war der Reitersmann verſchwunden.

Johannes Falk.

(Auserleſene Werke, 3 Teile, Leipzig, Brockhaus, 1819.)

22. Allerdreifeiertagslied (Bd. 1, S. 357).

(Reg. II, 5, 37.)

1. O, du fröhliche,
O, du ſelige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Chriſt iſt geboren!
Freue, freue dich, Chriſtenheit!

2. O, du fröhliche,
O, du ſelige,
Gnadenbringende Oſternzeit!
Welt liegt in Banden,
Chriſt iſt erſtanden!
Freue, freue dich, Chriſtenheit!

3. O, du fröhliche,
O, du ſelige,
Gnadenbringende Pfingſtenzeit!
Chriſt, unſer Meiſter,
Heiligt die Geiſter:
Freue, freue dich, Chriſtenheit!

23. Hirtengeſang (Bd. 1, S. 269).

(Reg. II, 20, 37.)

1. Was kann ſchöner ſein,
Was kann edler ſein,
Als von Hirten abzuſtammen,
Da zu alter Zeit
Arme Hirtenleut
Selbſt zu Königswürden kamen?
Moſes war ein Hirt mit Freuden,
Joſeph mußt in Sichem weiden,
Ja, der Abraham
Und der David kam
Von der Herd und grünen Weiden.

2. Sieh, der Herr der Welt
Kam vom Himmelszelt,
Um bei Hirten einzukehren!
Laßt uns jederzeit
Arme Hirtenleut
Halten drum in großen Ehren!
Die auf Seid und Gold sich legen
Sollten billig dies erwägen:
Daß der Hirten Tracht
Christus nicht veracht
Und in Krippen dargelegen.

Abraham Emanuel Fröhlich.

(Fabeln, Frauenfeld, Verlagscomptoir, 1853).

24. Ellengröße (S. 23).

(Reg. II, 24.) [L. 1, 283.]

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"
Es sagt: „Ich bin erfreut,
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange." —
„Was?" ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!"

25. Die Jünglinge (S. 56).

(Reg. II, 12, 24.) [Linnig 32.]

1. „Laß uns," sprach ein Bach zum andern,
„Lustig durch die Thäler wandern!
Blumenmatten, Wald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder". —
2. „Warte doch!" sprach der Geselle;
„Noch zu klein ist unsre Welle,
Du verlörest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenfelde.
3. Birg dich vor den giergen Strahlen,
Stärke dich in Bergesgründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden!"

4. Doch, umſonſt zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Jener mit Gejauchz hinab
In ſein Jugendfreuden-Grab.
5. Und der andre ſuchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung;
Und es ſprudelt ſeine Welle
Jetzo von des Berges Schwelle,
Heilſam jedem, der begegnet,
Alle ſegnend, allgeſegnet.

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

(Poetiſche und proſaiſche Werke; Berlin, Hempel, o. J.)

26. Der Blinde und der Lahme (Bd. 1, S. 24).

(Reg. II, 24, 44.) [L. u. N. 1, 357.]

1. Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.
2. „Dir," ſpricht der Lahme, „beizuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.
3. Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen:
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſein."
4. Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

27. Der grüne Esel (Bd. 1, S. 53).

(Reg. II, 34.) [Gude 1, 12.]

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, rot an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
„Welch Wunder!“ rief die ganze Stadt,
„Ein Esel, zeisiggrün, der rote Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!“
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen,
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so gerät das Kind in Schlaf.
Drei Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Wert des armen Tiers geschehn;
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewundernswert er anfangs allen schien,
So dacht jetzt doch kein Mensch mit einer Silb an ihn.

28. Der Bauer und sein Sohn (Bd. 1, S. 79).

(Reg. II, 34.)

Ein guter, dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,

Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe,
„Ihr mögt mirs glauben oder nicht,
So sag ichs Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd."—
„Das," sprach der Vater, „nimmt mich wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jetzunder
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
Wir müssen selbst darüber gehn,
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."
Der Bub erschrack, sobald er dies vernommen.
„Ach," sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie Euer großes Pferd? dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse war."
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke

Und fühlte ſchon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb.“
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
„Ach, Vater,“ ſpricht er, „ſeid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen;
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind.“

Guido Görres.

(Feſtkalender, neue Ausgabe, Freiburg, Herder, 1886; 2 Bde.)

29. Die Kinder im Walde (Bd. 2, S. 111).

(Reg. II, 10, 20, 44.)

1. Es blieben einſt drei Kinder ſtehn,
Die grad zur Schule ſollten gehn;
Sie dachten dies und dachten das:
Das Lernen ſei ein ſchlechter Spaß,
2. Und ſprachen dann mit leichtem Sinn:
„Ei, laßt uns doch zum Walde hin!
Das Spielen iſt der Tierlein Brauch;
Laßt ſpielen uns mit ihnen auch!“
3. Sie luden dann im Walde ein
Zum Spiel die Tiere groß und klein;
Doch ſprachen die: „Es iſt uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit.“
4. Der Käfer brummte: „Das wär ſchön,
Wollt ich mit euch ſo müßig gehn!
Ich muß aus Gras ein Brücklein baun;
Dem alten iſt nicht mehr zu traun.“
5. Am Ameishaufen ſchlichen ſie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht, wie,

Und liefen vor dem Bienlein schier,
Als wär es gar ein giftig Tier.

6. Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
„Ich sammle für den Winter ein.“ —
„Und ich,“ das weiße Täubchen sprach,
„Zum Neste dürre Reiser trag.“

7. Das Häschen winkte freundlich bloß:
„Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
Das muß im Fluß gewaschen sein.“

8. Das zarte Erdbeerblütchen sprach:
„Ich nütze diesen schönen Tag,
Zu reifen meine süße Frucht,
Die dann der arme Bettler sucht.“

9. Da kam ein junger Hahn daher.
Sie riefen: „Liebster Monsieur, Er,
Er hat doch wahrlich nichts zu thun
Und kann ein bißchen bei uns ruhn.“ —

10. „Pardon! ich hab von Adel Gäst'
Und arrangiere heut ein Fest,“
So spricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt sich steif und kalt und geht.

11. Drauf dachten sie in ihrem Sinn:
„Du, Bächlein, plätscherst doch so hin,
Komm, spiel mit uns, sei mit uns froh!“
Das Bächlein sprach erstaunt: „Wie so?

12. Ei, seht die faulen Kinder, seht!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht;
Sie meinen, ich hätt nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.

13. Menschen, Tiere, Gärten, Wälder,
Wiesen, Thal und Berg und Felder —
Alle muß das Bächlein tränken
Und die Töpfe auch noch schwenken,

14. Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,

Wolle ſpinnen, Schiffe tragen,
Feuer löſchen, Hämmer ſchlagen.
15. Ich kann euch alles ſagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht."
So ſprachs und ſprang von Ort zu Ort,
Und huſch! war gleich das Bächlein fort.
16. Da war ihr Mut dem Sinken nah,
Als einer einen Finken ſah,
Der auf dem Aſte ſaß in Ruh
Und pfiff ſein Lied und fraß dazu.
17. Sie riefen: „Ach, Herr Biedermann,
Der all die ſchönen Lieder kann,
Du haſt gewiß recht viele Zeit
Und biſt mit uns zum Spiel bereit." —
18. „Potz tauſend! hab ich ſchlecht gehört?
Ihr Kinder ſcheint mir recht bethört;
Ich hab gejagt den langen Tag
Den Mücken, ſie zu fangen, nach.
19. Nun wollen noch die Jungen mein
Zum Schlafe eingeſungen ſein;
Drum pfeif ich mit dem Brüderchor
Den Kleinen meine Lieder vor.
20. Ich ſing dem Wald zur hohen Luſt,
Ein müder Mann, aus froher Bruſt,
Dem Herren gibt mein Mund den Preis
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.
21. Doch ſprecht, was habt denn ihr gemacht,
Die alſo ſchlecht von mir gedacht?
Kehrt um, ihr Müßiggänger ihr,
Und ſtört die Leut nicht länger hier!"
22. Von allen Tierlein ſo belehrt,
Sind drauf die Kinder froh gekehrt
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Luſt ein Preis kann ſein.

30. Der faule Bakel (Bd. 1, S. 73).

(Reg. II, 34.)

1. Der Bakel war der faulſte Mann
Wohl im Araberlande,
Das Lachen kam ihm ſauer an,
Das Weinen er nicht kannte.

2. Ihm that das Sprechen gar ſo leid,
Kein Wort wollt er verlieren;
Er ſchwur aus Faulheit einen Eid,
Die Zunge nie zu rühren.

3. So kam er einſt verdrießlich ſehr
Vom Markte heimgetrappelt;
Er trug ſich an zwei Kitzchen ſchwer,
Die ihm im Arm gezappelt.

4. Da fragte ihn ein Muſelmann:
„Ei, Bakel, ſprich, wie teuer
Dort auf dem Markt verkaufte man
Die jungen Kitzchen heuer?“

5. Elf Silberling, das wollte nicht
Der faule Bakel ſprechen;
Es ſchien ihm gegen Ehr und Pflicht,
Den heilgen Eid zu brechen.

6. Die Hände hob er ſchweigend auf
Und ließ zehn Finger ſehen,
Als elften ließ er in den Kauf
Heraus die Zunge gehen.

7. Der Zungenfaule dachte ſich:
Du weißt den Mund zu ſchonen!
Doch wehe, ſieh, da machten ſich
Die Kitzchen durch die Bohnen.

8. Denn wie er ſtand mit offnem Maul
Und ausgeſtreckten Händen,
Da ſind die Tierlein gar nicht faul
Gerannt nach allen Enden.

9. Wohl lief er ihnen eilig nach
Und ſchrie ſich aus die Lungen:
Doch luſtig über Feld und Hag
Sind ſie zum Wald geſprungen.

Johann Wolfgang von Goethe.

(Werke, herausg. v. Strehlke, Berlin, Hempel, o. J.)

31. Die wandelnde Glocke (Bd. 1, S. 258).

(Reg. II, 29, 34.) [G. 1, 694; L. u. N, 2, 412; L. 2, 192.]

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.
2. Die Mutter ſprach: „Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dirs befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.“
3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.“
Schon hats den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.
4. „Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt!“
Doch welch ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.
5. Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.
6. Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

32. Gefunden (Bd. 1, S. 21).

(Reg. II, 10, 27.) [D. 2, 54.]

1. Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

2. Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

3. Ich wollt es brechen,
Da sagt' es fein:
„Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?"

4. Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus

5. Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

33. Heidenröslein (Bd. 1, S. 16).

(Reg. II, 10, 27.) [G. 1, 520; L. u. N. 2, 321.]

1. Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

2. Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden!"
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

3. Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot.
Röslein auf der Heiden.

✓ Friedrich Güll.

(Kinderheimat in Liedern, Gütersloh, Bertelsmann, 1875.)

* 34. Für kleine Mädchen (S. 36 und 38).

(Reg. II, 20.)

I. Ich bin ein feins Mädchen,
Kann drehen das Rädchen,
Kann stricken
Die Maschen
Und flicken
Die Taschen.
Kann nädeln
Und putzen
Und fädeln
Und stutzen,
Kann singen
Und springen
Und braten und kochen
Das Fleisch und die Knochen.

II. Was soll ich denn kochen?
's ist alles zerbrochen:
Das Maß
Und die Pfanne,
Das Glas
Und die Kanne.
Und was ich will kaufen,
Es kost einen Haufen:
Der Weck
Und der Fladen,
Der Speck
Und der Braten,
Das Salz
Und das Mehl
Und das Schmalz
Und das Öl
Und die Eier
Unds Feuer
Sind heuer
So teuer!
Und ich krieg keinen Lohn,
Ich lauf noch davon!

* 35. Will sehen, was ich weiß: Vom Büblein auf dem Eis (S. 94)

(Reg. II, 5, 20.)

1. Gefroren hat es heuer
Noch gar kein festes Eis,
Das Büblein steht am Weiher
Und spricht so zu sich leis:
„Ich will es einmal wagen,
Das Eis, es muß doch tragen!" —
Wer weiß?

2. Das Büblein stampft und hacket
Mit seinem Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
Und krach! schon brichts hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
Als wie ein Krebs, und zappelt
Mit Schrein.

3. „O, helft, ich muß versinken
In lauter Eis und Schnee!
O, helft, ich muß ertrinken
Im tiefen, tiefen See!"
Wär nicht ein Mann gekommen,
Der sich ein Herz genommen,
O weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
Und zieht es dann heraus:
Vom Fuße bis zum Kopfe
Wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
Der Vater hats geklopfet
Zu Haus.

* 36. Rekrut (S. 18).

(Reg. II, 20.)

Büblein, wirst du ein Rekrut,
Merk dir dieses Liedchen gut!

1. Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.

2. Der muß an der linken Seiten
Einen scharfen Säbel han,
Daß er, wenn die Feinde streiten,
Schießen und auch fechten kann;

3. Einen Gaul zum Galoppieren,
Und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren,
Wenn er Sprünge macht im Zorn.

4. Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm —
Sonst, wenn die Trompeter blasen,
Ist er nur ein armer Schelm.

* 37. Vom listigen Grasmücklein ein lustiges Stücklein (S. 70).

(Reg. II, 9, 44.)

Klaus ist in den Wald gegangen,
Weil er will die Vöglein fangen;
Auf den Busch ist er gestiegen,
Weil er will die Vöglein kriegen.
Doch im Nestchen sitzt das alte
Vögelein just vor der Spalte,
Schaut und zwitschert: „Ei, der Taus!
Kinderlein, es kommt der Klaus!
Hu, mit einem großen Prügel,
Kinderlein, wohl auf die Flügel!"

Prr, da flatterts: husch, husch, husch!
Leer das Nest und leer der Busch,
Und die Vöglein lachen Klaus
Mit dem großen Prügel aus,
Daß er wieder heimgegangen,
Zornig, weil er nichts gefangen,
Daß er wieder heimgestiegen,
Weil er konnt kein Vöglein kriegen.

* 38. Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht (S. 71).

(Reg. II, 9, 44.)

1. „Bäuerlein, Bäuerlein Tiktiktak!
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Kern,
Bäuerlein, hab dich gar zu gern.
2. Bäuerlein, Bäuerlein Tiktiktak!
Komm zu dir mit Sack und Pack,
Komm zu dir nur, daß ich lern,
Wie man ausdrischt Korn und Kern.
3. Bäuerlein, Bäuerlein Tiktiktak!
Ei, wie ist denn der Geschmack
Von dem Korn und von dem Kern,
Daß ichs unterscheiden lern?"
4. Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
„Finklein, nimm dich nur in acht,
Daß ich, wenn ich dresch und klopf,
Dich nicht treff auf deinen Kopf!
5. Komm herein, und such, und lug,
Bis du satt hast und genug!
Daß du nicht mehr hungrig bist,
Wenn das Korn gedroschen ist."

Heinrich Harries.

39. Heil Dir im Siegerkranz.

(abgedr. aus Wustmann, Liederbuch, Leipzig, Grunow, 2. Aufl. 1887, S. 383.)
(Reg. II, 16, 40.) [Linnig 252; F. 188.]

1. Heil Dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, König, Dir!

2. Nicht Roß und Reisige
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron,
Wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme, glüh,
Glüh, und verlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich.

4. Handlung und Wissenschaft
Hebe mit Mut und Kraft
Ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
Finde ihr Lorbeerblatt
Treu aufgehoben dort
An Deinem Thron!

5. Sei, Friedrich Wilhelm, hier,
Lang Deines Volkes Zier,
Des Landes Stolz!
Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, König, Dir!

Wilhelm Hauff.

40. Reiters Morgengesang.

(Prosaische und poetische Werke, Berlin, Hempel, o. J. Bd. 1, S. 35.)
(Reg. II, 20.) [Gude 4, 99; D. 2, 81; Förster 176; Kr. 125; Kehr 328.]

1. Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

2. Kaum gedacht,
War der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach! die Roſen welken all.

4. Darum ſtill
Füg ich mich, wie Gott es will.
Nun, ſo will ich wacker ſtreiten;
Und ſollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

Luiſe Henſel.

41. Nachtgebet.

(Lieder, 6. Aufl. Paderborn, Schöningh, 1887, S. 49.)
(Reg. II, 7, 21, 37, 44.) [L. u. N. 3, 661.]

1. Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Äuglein zu;
Vater, laß die Augen Dein
Über meinem Bette ſein!

2. Hab ich unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an!
Deine Gnad in Jeſu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

3. Alle, die mir ſind verwandt,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand!
Alle Menſchen, groß und klein,
Sollen dir befohlen ſein!

4. Kranken Herzen ſende Ruh,
Naſſe Augen ſchließe zu!
Laß den Mond am Himmel ſtehn
Und die ſtille Welt beſehn!

Wilhelm Hey.

(Fabeln für Kinder, nebſt einem ernſthaften Anhange, 2 Bde., Gotha, Perthes, o. J.)

*42. Rabe (Bd. 1, S. 1).

(Nr. 42—49: Reg. II, 9, 24.)

Was iſt das für ein Bettelmann?
Er hat ein kohlſchwarz Röcklein an
Und läuft in dieſer Winterzeit
Vor alle Thüren weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab! rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen ab!“

Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiels dem Bettelmann;
Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin weit übers Haus;
Hoch aus der Luft so frisch und munter:
„Hab Dank! hab Dank!“ rief er herunter.

*43. Vogel (Bd. 1, S. 17).

„Knabe, ich bitt dich, so sehr ich kann:
O, rühre mein kleines Nest nicht an!
O, sieh nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin;
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
Wenn du schaust mit den großen Augen herein.“
Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh,
Flog hin und deckte die Kleinen zu
Und sah so freundlich den Knaben an:
„Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!“

*44. Wandersmann und Lerche (Bd. 1, S. 18).

(Kehr 268.)

„Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu!“ —
„Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen!
Das ist von altersher mein Brauch,
Wandersmann, deiner doch wohl auch?“
Und wie so laut in der Luft sie sang,
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den zwein
Im lieben, klaren Sonnenschein;
Und Gott, der Herr, im Himmel droben
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

***45. Knabe und Schmetterling** (Bd. 1, S. 33).

„Schmetterling,
Kleines Ding,
Sage, wovon du lebst,
Daß du nur stets in Lüften schwebst!“ —
„Blumenduft, Sonnenschein,
Das ist die Nahrung mein.“ —
Der Knabe, der wollt ihn fangen,
Da bat er mit Zittern und Bangen:
„Lieber Knabe, thu es nicht,
Laß mich spielen im Sonnenlicht!
Eh vergeht das Abendrot,
Lieg ich doch schon kalt und tot.“

***46. Pferd und Sperling** (Bd. 1, S. 13).

„Pferdchen, du hast die Krippe voll;
Gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
Ein einziges Körnlein oder zwei?
Du wirst noch immer satt dabei!“ —
„Nimm, kecker Vogel, nur immer hin,
Genug ist für mich und dich darin!“
Und sie aßen zusammen, die zwei,
Litt keiner Mangel und Not dabei.
Und als dann der Sommer kam so warm,
Da kam auch manch böser Fliegenschwarm;
Doch der Sperling fing hundert auf einmal,
Da hatte das Pferd nicht Not und Qual.

***47. Mäuschen** (Bd. 1, S. 28).

„Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?“ —
„Liebe Frau, ach, vergib,
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch:
Gute Frau, laß mirs doch!“

Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und ſagte: „Nun, Mäuschen, ſo lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde ſoeben
Auch etwas für den Hunger geben!“
Das Mäuschen lief fort, o, wie geſchwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

*48. Pudel (Bd. 1, S. 29).

„Wer hat hier die Milch genaſcht?
Hätt ich doch den Dieb erhaſcht!
Pudel, wärſt denn du es gar?
Pudel, komm doch! ei, fürwahr,
Einen weißen Bart haſt du;
Sag mir doch, wie geht das zu?“
Die Hausfrau ſah ihn an mit Lachen:
„Ei, Pudel, was machſt du mir für Sachen?
Willſt wohl gar noch ein Naſchkätzchen werden?“
Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
Und heulte und ſchämte ſich ſo ſehr.
Der naſchet wohl ſo bald nicht mehr.

*49. Fuchs und Gans (Bd. 2, S. 9).

„Frau Gans, das Wetter iſt ſo ſchön,
Wir könnten zuſammen ſpazieren gehn!“ —
„Herr Fuchs, ich bleibe doch lieber zu Haus;
Erſt ſah mir es auch ganz heiter aus,
Doch ſeit du da ſteheſt vor dem Thor,
Da kommt mirs wie böſes Wetter vor.“ —
Nicht draußen war böſes Wetter eben,
Nicht Sturm und Regen hats gegeben;
Der Gans nur war es nicht wohl zu Mut,
Sie kannte den Herrn Fuchs recht gut.
Hätte der ſie einmal mitgenommen,
Sie wäre wohl niemals wiedergekommen.

*50. Abendgebet (Bd. 2, Anhang S. 17).

(Reg. II, 7, 21.)

1. Bald iſt es wieder Nacht,
Mein Bettlein iſt gemacht;
Drein will ich mich legen
Mit Gottes Segen,
Weil er die ganze Nacht
Gar treulich mich bewacht.
2. Da ſchlaf ich fröhlich ein,
Gar ſicher kann ich ſein.
Vom Himmel geſchwinde
Kommen Engelein linde
Und decken ſtill mich zu
Und ſchützen meine Ruh.
3. Und wirds dann wieder hell,
Da wecken ſie mich ſchnell;
Dann ſpring ich ſo munter
Vom Bettlein hinunter.
Hab Dank, Gott Vater, Du!
Ihr Englein auch dazu!

*51. Vom Vater im Himmel (Bd. 2, Anhang S. 6).

(Reg. II, 21.)

1. Aus dem Himmel ferne,
Wo die Englein ſind,
Schaut doch Gott ſo gerne
Her auf jedes Kind.
2. Höret ſeine Bitte,
Treu bei Tag und Nacht,
Nimmts bei jedem Schritte
Väterlich in acht.
3. Gibt mit Vaterhänden
Ihm ſein täglich Brot,
Hilft an allen Enden
Ihm aus Angſt und Not.
4. Sagts den Kindern allen,
Daß ein Vater iſt,
Dem ſie wohlgefallen,
Der ſie nie verzißt.

*52. Gott ſorgt (Bd. 1, Anhang S. 8).

(Reg. II, 9, 21, 44.)

1. Es iſt kein Mäuschen ſo jung und klein,
Es hat ſein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Not.
2. Es iſt kein liebes Vögelein
Im Garten draußen ſo arm und klein,
Es hat ſein warmes Federkleid;
Da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering,
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht sein eigenes Teil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
Und sieht auf alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

53. Was ich alles habe (Bd. 1, Anhang S. 3).

(Reg. II, 21, 44.)

1. Zwei Augen hab ich, klar und hell,
Die drehn sich nach allen Seiten schnell,
Die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch
Und den hohen blauen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
Und was ich kann sehen, ist alles sein.

2. Zwei Ohren sind mir gewachsen an,
Damit ich alles hören kann,
Wenn meine liebe Mutter spricht:
„Kind, folge mir, und thu das nicht!"
Wenn der Vater ruft: „Komm her geschwind!
Ich habe dich lieb, mein gutes Kind."

3. Einen Mund, einen Mund hab ich auch,
Davon weiß ich gar guten Gebrauch,
Kann nach so vielen Dingen fragen,
Kann alle meine Gedanken sagen,
Kann lachen und singen, kann beten und loben
Den lieben Gott im Himmel droben.

4. Hier eine Hand, und da eine Hand,
Die rechte und die linke sind sie genannt;
Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen.

Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen;
Doch wenn ich erst groß bin und was lerne,
Dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

5. Füße hab ich, die können stehn,
Können zu Vater und Mutter gehn,
Und will es mit dem Laufen und Springen
Nicht immer so gut, wie ichs möchte, gelingen,
Thut nichts; wenn sie nur erst größer sind,
Dann geht es noch einmal so geschwind.

6. Ein Herz, ein Herz hab ich in der Brust,
So klein, und klopft doch so voller Lust,
Und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr.
Und wißt ihr, wo ich das Herz hab her?
Das hat mir der liebe Gott gegeben,
Das Herz und die Liebe und auch das Leben!

54. **Weihnachten** (gekürzt; Bd. 1, Anhang S. 15).

(Reg. II, 5, 21, 37, 44.)

1. Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagts allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag.

2. Den hat uns Gott der Herr bestellt,
Den herrlichsten in aller Welt,
Daß jung und alt, daß groß und klein
So recht von Herzen froh soll sein.

3. Geboren ist das Christuskind,
Durch das die Menschen selig sind,
Das alle so von Herzen liebt
Und ihnen Himmelsgaben gibt.

4. Das hören froh, das hören gern
Die Menschen alle nah und fern
Und denken nicht an Weh und Leid
Und freuen sich der schönen Zeit;

5. Und jedes ruft dem andern zu:
„Mein Bruder, Schweſter, höreſt du,
Was uns vom Himmel dieſe Nacht
Ward für ein großes Heil gebracht?“
6. Du Kind ſo lieb, du Kind ſo gut,
Das allen Menſchen Gutes thut,
Komm bald einmal nun auch zu mir
Und meiner kleinen Schweſter hier!
7. Nimm von uns Angſt und Weh und Schmerz,
Gib uns ein frohes, frommes Herz,
Laß uns auf Erden gut und rein
Und einſt im Himmel bei dir ſein!

55. Wo wohnt der liebe Gott? (Bd. 1, Anhang S. 22).

(Reg. II, 21.)

1. Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie feſt er ſteht ſo lange Zeit,
Sich wölbt ſo hoch, ſich ſtreckt ſo weit,
Daß ihn kein Menſch erfaſſen kann!
Und ſieh der Sterne goldnen Schein,
Gleich als viel tauſend Fenſterlein!
Das iſt des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin und ſchaut heraus
Und ſchaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder.
2. Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald!
Die Berge ſieh zum Himmel gehn,
Die Felſen, die wie Säulen ſtehn,
Der Bäume ragende Geſtalt!
Horch, wie es in den Wipfeln rauſcht,
Horch, wies im ſtillen Thale lauſcht!
Dir ſchlägt das Herz, du merkſt es bald:
Der liebe Gott wohnt in dem Wald.
Dein Auge zwar kann ihn nicht ſehen,
Doch fühlſt du ſeines Odems Wehen.

3. Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ists darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust,
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
Drum kommen sie von fern und nah,
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu flehn, zu danken, anzubeten.

4. Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus!
Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O, halt das deine fromm und rein,
So wählt ers auch zur Wohnung sein
Und kömmt mit seinen Himmelsfreuden
Und wird nie wieder von dir scheiden!

***56. Weißt du, wieviel Sterne stehen?** (Bd. 2, Anhang S. 16). (Reg. II, 21, 37.)

1. Weißt du, wieviel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

2. Weißt du, wieviel Mücklein spielen
In der hellen Sonnenglut?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all ins Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

3. Weißt du, wieviel Kinder frühe
Stehn aus ihren Bettlein auf?
Daß sie ohne Sorg und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

*57. Vöglein im hohen Baum (Bd. 2, Anhang S. 15).

(Reg. II, 9.)

1. Vöglein im hohen Baum,
Klein iſts, ihr ſeht es kaum,
Singt doch ſo ſchön:
Daß wohl von nah und fern
Alle die Leute gern
Horchen und ſtehn.

2. Blümlein im Wieſengrund
Blühen ſo lieb und bunt,
Tauſend zugleich;
Wenn ihr vorübergeht,
Wenn ihr die Farben ſeht,
Freuet ihr euch.

3. Wäſſerlein fließt ſo fort,
Immer von Ort zu Ort
Nieder ins Thal;
Dürſtet nun Menſch und Vieh,
Kommen zum Bächlein ſie,
Trinken zumal.

4. Habt ihr es auch bedacht,
Wer hat ſo ſchön gemacht
Alle die drei?
Gott der Herr machte ſie,
Daß ſich nun ſpät und früh
Jedes dran freu!

58. Das Meer (Bd. 2, Anhang S. 5).

(Reg. II, 13, 21, 44.)

1. Das Meer iſt tief, das Meer iſt weit,
Doch gehet Gottes Herrlichkeit
Noch tiefer als des Meeres Grund,
Noch weiter als das Erdenrund.

2. So viele Fiſchlein wohnen drin;
Der Herr ſieht freundlich auf ſie hin,
Reicht allen ihre Speiſe dar,
Führt ab und auf ſie wunderbar.

3. So hoch die wilden Wogen gehn,
Wenn er gebeut, ſie ſtille ſtehn;
Da führet ſeine treue Hand
Das Schifflein hin ins fernſte Land.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

(Kinderlieder, erste vollständige Ausgabe, besorgt von L. v. Donop, Berlin, Grote, 1877.)

59. Sehnsucht nach dem Frühling (S. 225).

(Reg. II, 5.) [L. u. N. 3, 504; Förster 2.]

1. O, wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr.

2. Auf die Berge möcht ich fliegen,
Möchte sehn ein grünes Thal,
Möcht in Gras und Blumen liegen
Und mich freun am Sonnenstrahl!

3. Möchte hören die Schalmeien
Und der Herden Glockenklang,
Möchte freuen mich im Freien
An der Vögel süßem Sang!

4. Schöner Frühling, komm doch wieder,
Lieber Frühling, komm doch bald!
Bring uns Blumen, Laub und Lieder,
Schmücke wieder Feld und Wald!

5. Ja, du bist uns treu geblieben,
Kommst nun bald in Pracht und Glanz,
Bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

60. Winters Flucht (S. 295).

(Reg. II, 2, 44.)

1. Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
Er horcht und hörts mit Gram und Neid,
Und was er sieht, das thut ihm leid;
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigner Schatten macht ihm Pein.

2. Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
„Wo ist mein silberweißes Kleid,
Mein Hut, mit Demantstaub beschneit?"
Er schämt sich wie ein Bettelmann
Und läuft, was er nur laufen kann.

3. Und hinterdrein scherzt jung und alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kiebitz schreit, die Biene summt,
Der Kuckuck ruft, der Käfer brummt;
Doch weils noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

61. Des Frühlings Ball (S. 66).

(Reg. II, 2, 9.)

1. Frühling sprach zu der Nachtigall:
„Ich will euch geben einen Ball;
Lade, Nachtigall, alle ein,
Alle Vögel groß und klein,
Alle Vögel, alle!"

2. Und da kamen die Vögel all
Zum Frühlingsball mit Sang und Schall:
Kuckuck, Wiedehopf, Elster, Star,
Reiher, Rabe, Strauß und Aar,
Drossel, Fink und Zeisig.

3. Und sie tanzten im Blumenduft
Bei Sonnenschein und linder Luft,
Tranken würzigen Blütenmost,
Schmausten lauter feine Kost,
Teure seltne Sachen.

4. Als der Abend begann zu nahn,
Da sprach zur Nachtigall der Hahn:
„Jetzo wird wohl das beste sein,
Wenn wir Vögel groß und klein
Gehen heim zu Neste.

5. Aber billig vor allem ist,
Daß man des Wirtes nicht vergißt;
Laßt uns, Vögelein groß und klein,
Kikriki! recht dankbar sein:
Vivat hoch, Herr Frühling!"

*62. Frühlings Ankunft (S. 20).

(Reg. II, 2, 9.) [Förster 41.]

1. Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch ein Singen, Musiziern,
Pfeifen, Zwitschern, Tireliern!
Frühling will nun einmarschiern,
Kommt mit Sang und Schalle.

2. Wie sie alle lustig sind,
Flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
Und die ganze Vogelschar
Wünschet uns ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen.

3. Was sie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen lustig sein,
Lustig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein,
Singen, springen, scherzen!

63. Im Walde möcht ich leben (S, 161).

(Reg. II, 10, 45.) [L. u. N. 3, 503.]

1. Im Walde möcht ich leben zur heißen Sommerzeit!
Der Wald, der kann uns geben viel Lust und Fröhlichkeit.
In seine kühlen Schatten winkt jeder Zweig und Ast;
Das Blümchen auf den Matten nickt mir: „Komm, lieber Gast!"

2. Wie sich die Vögel schwingen im hellen Morgenglanz!
Und Hirsch' und Rehe springen so lustig, wie zum Tanz.
Von jedem Zweig und Reise hör nur, wies lieblich schallt!
Sie singen laut und leise: „Kommt, kommt in grünen Wald!"

64. Das Lied der Vögel (S. 159).

(Reg. II, 9.) [Förster 5.]

1. Wir Vögel habens wahrlich gut,
Wir fliegen, hüpfen, singen.
Wir singen frisch und wohlgemut,
Daß Wald und Feld erklingen.

2. Wir sind gesund und sorgenfrei
Und finden, was uns schmecket;
Wohin wir fliegen, wos auch sei,
Ist unser Tisch gedecket.

3. Ist unser Tagewerk vollbracht,
Dann ziehn wir in die Bäume;
Wir ruhen still und sanft die Nacht
Und haben süße Träume.

4. Und weckt uns früh der Sonnenschein,
Dann schwingen wirs Gefieder,
Wir fliegen in die Welt hinein
Und singen unsre Lieder.

* 65. Das Lied vom Monde (S. 266).

(Reg. II, 7, 45.) [L. u. N. 3, 501.]

1. Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond,
Der hinter unsern Bäumen am Himmel drüben wohnt.

2. Er kommt am ſpäten Abend, wenn alles ſchlafen will,
Hervor aus ſeinem Hauſe zum Himmel leis und ſtill.
3. Dann weidet er die Schäfchen auf ſeiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne ſind ſeine Schäfchen nur.
4. Sie thun ſich nichts zu leide, hat eins das andre gern,
Und Schweſtern ſind und Brüder da droben Stern an Stern.
5. Und ſoll ich dir eins bringen, ſo darfſt du niemals ſchrein,
Mußt freundlich, wie die Schäfchen und wie ihr Schäfer ſein!

66. Von meinem Blümchen (S. 37).

(Reg. II, 10, 44.) [L. u. N. 3, 502.]

1. Ward ein Blümchen mir geſchenket,
Habs gepflanzt und habs getränket.
Vögel, kommt, und gebet acht!
Gelt, ich hab es recht gemacht?
2. Sonne, laß mein Blümchen ſprießen!
Wolke, komm, es zu begießen!
Richt empor dein Angeſicht,
Liebes Blümchen, fürcht dich nicht!
3. Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh ich in den Garten,
Täglich frag ich: „Blümchen, ſprich,
Blümchen, biſt du bös auf mich?“
4. Sonne ließ mein Blümchen ſprießen,
Wolke kam, es zu begießen;
Jedes hat ſich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.
5. Wies vor lauter Freuden weinet!
Freut ſich, daß die Sonne ſcheinet.
Schmetterlinge, fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie ſchön es ſei!

*67. Trauben (S. 198).

(Reg. II, 4, 10.)

1. Trauben, die eß ich gern, Süßer als Mandelkern
Das kannſt du glauben, Schmecken die Trauben.

2. Trauben hol mir geschwind,
Hole mir Trauben!
Daß sie gegessen sind,
Kann ich nicht glauben.

3. Mutter! an dem Spalier
Und an den Lauben,
Überall, da und hier
Gibt es noch Trauben.

4. Trauben, die eß ich gern,
Das kannst du glauben,
Süßer als Mandelkern
Schmecken die Trauben.

*68. Soldatenlied (S. 85).

(Reg. II, 20.)

1. Ein scheckiges Pferd,
Ein blankes Gewehr
Und ein hölzernes Schwert:
Was braucht man denn mehr?

2. Ich bin ein Soldat,
Man siehts mir wohl an,
Ich marschiere schon grad,
Halt Schritt wie ein Mann.

3. Mit trotzigem Mut
Zieh morgens ich aus,
Kehre freundlich und gut
Um Mittag nach Haus.

4. So wird exerziert
Zum Abend noch spat,
Bis der Schlaf kommandiert:
„Zu Bett, Kamerad!"

69. Der Blümlein Antwort (S. 273).

(Reg. II, 4, 10, 45.)

1. In unsers Vaters Garten da wars noch gestern grün,
Da sah ich noch so mancherlei, so schöne Blumen blühn.

2. Und heut ist alles anders, und heut ist alles tot:
„Wo seid ihr hin, ihr Blümelein, ihr Blümlein gelb und rot?" —

3. „O, liebes Kind, wir schlafen nach Gottes Willen hier,
Bis er uns seinen Frühling schickt, und dann erwachen wir.

4. Ja, deine Blümlein schlafen: so wirst auch schlafen du,
Bis dich erweckt ein Frühlingstag aus deiner langen Ruh.

5. Und wenn du dann erwachest, o möchtest du dann sein
So heiter und so frühlingsfroh wie deine Blümelein!"

Wilhelm Kilzer.

70. Das Kirchlein.

(Nach der Originalhandschrift des Dichters verglichen.)

(Reg II, 21, 45.)

1. Ein Kirchlein steht im Blauen auf steilen Berges Höh,
Und mir wird beim Beschauen des Kirchleins wohl und weh.
Verödet steht es droben, ein Denkmal früher Zeit,
Vom Morgenrot gewoben wird ihm sein Sonntagskleid.

2. Und wenn die Glocken klingen im frischen Morgenhauch,
Dann regt mit zarten Schwingen sich dort ein Glöcklein auch.
Es weckt sein mildes Schallen die Vorzeit wunderbar:
Zum Kirchlein seh ich wallen dann frommer Beter Schar.

Hermann Kletke.

(Kinderlieder, Gesamtausgabe, Berlin, Habel, o. J.)

*71. Der Sandmann (S. 46).

(Reg. II, 7, 44.)

1. Zwei weiche Stieflein hab ich an
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab ich hinten auf,
Husch! trippl ich rasch die Trepp hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret,
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu ich auf ihre Äugelein:
Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht.

2. Von meinem Sand zwei Körnelein
Streut ich auf ihre Äugelein:
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn!
Und risch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp hinab!

Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut zu vielen gehn.
Und seht, mein Säcklein öffnet ich kaum,
Da nickt ihr schon und lächelt im Traum!

*72. Die Jahreszeiten (S. 18).

(Reg. II, 1.)

1. O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Das klare Bächlein rinnet frei,
Mit Blüten kommt der grüne Mai:
O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

2. O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Das goldne Korn so wogt und weht,
Das Bäumlein voller Früchte steht.
O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

3. O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen!
In buntem Laube glänzt der Wald,
Die Traube winkt, das Jagdhorn schallt:
O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen!

4. O Winterzeit, o Winterzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Mit blankem Eis und weißem Schnee,
Weihnachten kommt, juchhe, juchhe!
O Winterzeit, o Winterzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

73. Vögleins Reise (um zwei Strophen gekürzt. — S. 16).

(Reg. II, 9.)

1. Vögelein, Vögelein
Schwinget den Fuß,
Schwinget die Flügelein
Über den Fluß,
Weit in die Welt hinein,
Fröhlich im Sonnenschein.

2. „Vögelein, Vögelein,
Nimm mich doch mit!“ —
„Nein doch, das kann nicht sein,
Gehst ja nur Schritt;
Ich flieg im Sonnenschein
Weit in die Welt hinein.“

3. Vögelein, Vögelein
Kennen den Weg,
Berg hinauf, Thal hinein
Jedweden Steg;
Und wo ein Menschlein keucht,
Fliegen sie froh und leicht.

4. Vögelein, Vögelein
Braucht keine Brück,
Schwinget die Flügelein
Hin und zurück.
Lüfte, sie wehn es fort,
Braucht keine Brücke dort.

5. Vögelein, Vögelein
Fragt nicht nach Geld,
Fliegt in die Welt hinein,
Wos ihm gefällt,
Fliegt zu den Wolken licht,
Reisegeld braucht es nicht.

6. „Vögelein, Vögelein,
Ruhst du denn nie?“ —
„Freilich, beim Sternenschein,
Bis morgens früh!
Gott schenkt des Laubes Dach
Vöglein zum Schlafgemach.“

August Kopisch.

74. Hütchen.

(Gedichte, Berlin, Dunker, 1836, S. 91.)
(Reg. II, 6, 30.)

1. Ich bin ein Geist und geh herum und heiß mit Namen Hütchen;
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Gütchen.
Husch hin und her
Die Kreuz und Quer;
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis ans Ohr in Federn.

2. Doch, horch! da klingts: ping pang, ping pang! bei einem Nagelschmiede,
Und seine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede.
Gesegnet seid
Ihr guten Leut!
Wie fleißig beide sitzen:
Die Tochter klöppelt Spitzen.

3. Nun macht der Schmied viel Nägel sich: die Stange nimmt kein Ende!
Die Tochter mißt die Spitzen nach: o, Wunder! auch kein Ende!
Seid fröhlich heut,
Ihr guten Leut!
Die früh auf, segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrütchen.

Friedrich Adolf Krummacher.

(Festbüchlein, 3 Bde., Essen, Bädeker, 4. Aufl. 1846.)

75. Erdbeerliedchen (Bd. 3, S. 12).

(Reg. II, 10.)

1. Ein Mägdlein an des Felsen Rand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme, nackte Waise,
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein!"

3. Drauf macht' es wohl die Würzlein los
Und trug das Pflänzchen in dem Schoß
Und spähte still und wonnig
Ein Plätzchen kühl und sonnig
Und wühlte in der Erde
Mit emsiger Gebärde
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!"

3. Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blühn,
Wie sieben weiße Sterne;
Das sah das Mägdlein gerne.

Die wurden sieben Beeren,
Als obs Rubinen wären.
„Gelt," sprachs, „es will nun dankbar sein
Und meint, ich sei sein Mütterlein."

76. Sonntagslied im Sommer

(um 2 Strophen gekürzt. — Bd. 1, S. 30).

(Reg. II, 3.)

1. Der Sonntag ist da!
Er kommt uns gesendet vom Himmel,
Drum schweigt das Getümmel
Der irdischen Müh.
Er steht an den Wegen
Und preiset den Segen,
Den Gott uns verlieh.

2. Der Sonntag ist da!
Er ruft uns in Ährengefilde,
Die freundliche Milde
Des Vaters zu sehn.
Wie glänzt in der Stille
Des Tages die Fülle
Der Saaten so schön!

3. Der Sonntag ist da!
Die Kette des Pfluges nicht klirret,
Die Peitsche nicht schwirret,
Es knarret kein Rad.
Wir stehen und hören
Das Rauschen der Ähren
In wogender Saat.

4. Der Sonntag ist da!
Auf, lasset den Vater uns loben!
Er feuchtet von oben
Den durstenden Keim.
Bald rauschen und klingen
Die Sicheln: wir bringen
Die Garben dann heim.

77. Winterlied (Bd. 2, S. 2).

(Reg. II, 5.) [Förster 92.]

1. Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Festgewand?

2. Du schlummerst nun entkleidet,
Kein Lamm, noch Schäflein weidet
Auf deinen Aun und Höhn:
Der Vöglein Lied verstummet,
Und keine Biene summet;
Doch bist du auch im Schlummer schön.

3. Die Zweig' und Ästlein schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,

Die Decke dir gespreitet
Und dich so schön mit Reif
geschmückt?
4. Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben:
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.
5. Bald in des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen
Zum Leben wunderbar:
Sein Odem schwebt hernieder,
Dann, Erde, stehst du wieder
Mit einem Blumenkranz im
Haar!

78. Das Lied vom Wintergrün

(um 1 Strophe gekürzt. — Bd. 2, S. 170).
(Reg. II, 5.)

1. Epheu, Epheu, Wintergrün,
Freundlich anzuschauen!
Wald und Feld und Auen
Grünen, welken und verblühn;
Aber du erhebst dein Haupt
Immer jung und frischbelaubt.
2. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Mit des Frühlings Schimmer
Schmückst du morsche Trümmer,
Sie umrankend schlank und kühn;
Rauschest um die Felsenkluft,
Säuselst an der stillen Gruft.
3. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
Schlingst du dein Gewinde. —
Seine Brust umkränzt mit Grün,
Auf dem Scheitel Schnee und Eis,
Stehet er, des Waldes Greis.
4. Epheu, Epheu, Wintergrün!
Ohne Furcht und Wanken
Schlingst du deine Ranken.
Magdes Lenzes Schmuck verblühn,
Starrend ruhn das Saatgefild,
Bleibest treuer Hoffnung Bild!

79. Das Alpenlied (um 2 Strophen gekürzt. — Bd. 1, S. 150).

(Reg. II, 11, 21.)

1. Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen rot,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Tau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
2. Auf hoher Alp [wohnt.
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mags auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.
3. Auf hoher Alp
In Scharen weiß und schön
Die Schaf' und Zieglein gehn
Und finden Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater
wohnt.

4. Auf hoher Alp
Der Hirt sein Herdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut:
Der Geiß und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Magnus Gottfried Lichtwer.

80. Die Katzen und der Hausherr.

(Schriften, herausg. von s. Enkel, Halberstadt, Brüggemann, 1828, S. 32.)
(Reg. II, 24, 34.) [L. u. N. 1, 440.]

1. Tier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

2. In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

4. Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

5. Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um:

6. Stolpert über einge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwo Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur!

Rudolf Löwenstein.

(Kindergarten, Berlin, Hofmann & Comp., 4. Aufl. o. J.)

*81. Was die Tiere alles lernen (S. 12).

(Reg. II, 9.)

1. Die Enten lernen schnattern,
Die Fledermäuse flattern,
Die Hähne lernen krähen,
Die Schafe lernen bäen,
Die Tauben lernen fliegen

Und meckern alle Ziegen,
Die Stare lernen plappern,
Die jungen Störche klappern,
Das Mauſen und Haſchen lernt das Kätzchen,
Das Schmauſen und Naſchen lernt das Spätzchen,
Die Alten zeigen, wie ſies gemacht.
Die Jungen folgen und geben acht
Und machen es dann ſelber.

2. Die Bienen lernen ſparen,
Arbeiten und bewahren,
Die Spinne lernet weben,
Der Schmetterling lernt ſchweben,
Die Fiſchlein lernen ſchwimmen,
Eichhörnchen lernet klimmen,
Das Brüllen lernt das Kälbchen,
Und bauen lernt das Schwälbchen,
Und Fink und Lerch und Nachtigall,
Der Stieglitz und die Vöglein all,
Die lernen ſüßer Lieder Schall:
Die Alten zeigen, wie ſies gemacht,
Die Jungen folgen und geben acht
Und machen es dann ſelber.

82. Guten Morgen (S. 1).

(Reg. II, 6, 44.)

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
Die Schwalben zwitſchern ſchon am Dach,
Die Lerche ſingt ſchon in der Luft,
Die Blume prangt in Tau und Duft.
Guten Morgen!

2. Die Sonn iſt längſt auf ihrer Bahn,
Auf ſeinem Poſten kräht der Hahn,
Die Tauben flattern aus dem Schlag
Und ſonnen ſich im rosgen Tag.
Guten Morgen!

3. Schon tönen Lieder und Schalmein,
Der Herde Glöcklein klingen drein.
Und ſeinen Morgengruß entbeut
Vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

4. Was nur die Hände rühren kann,
Das ſchickt ſich jetzt zur Arbeit an,
Die Nachbarsleut in Stadt und Land,
Sie drücken ſich zum Gruß die Hand:
Guten Morgen!

5. Und alles regt ſich nah und fern
Und rüſtet ſich und preiſt den Herrn;
Ihr wollt doch nicht die letzten ſein?
Drum ſtehet auf und ſtimmet ein:
Guten Morgen!

* 83. Der kleine Schulmeiſter (S. 62).

(Reg. II, 20.)

1. Aufgepaßt und hingeſetzt!
Hände hübſch gefaltet!
Daß ihr mir — ich rat euch — jetzt
Eure Schnäbel haltet!

2. Liſe, wenn du nicht bald ſchweigſt,
Zupf ich dich am Öhrchen.
Karl, wenn du dich vorlaut zeigſt,
Zeig ich dir das Röhrchen.

3. Wer da auf dem letzten Sitz
Wackelt mit dem Kopfe?
Irr ich nicht, ſo iſts der Fritz! —
Gleich gibts Fingerklopfe!

4. Wenn du nicht zur Tafel guckſt,
Wehe dir! — ich ſtecke
Dich und jeden, der noch muckſt,
Drüben in die Ecke!

5. So, nun melde jeder sich
Gleich bei seinem Namen!
Denn beginnen feierlich
Soll jetzt mein Examen.

84. Ferienlied (S. 63; um eine Strophe gekürzt).
(Reg. II, 20.)

1. Fern und nah
Tönt hurrah,
Unsre Ferien sind jetzt da!
Der Pedell
An der Schwell
Schließt die Pforte schnell.
Doch wir ziehen froh nach Haus —
Morgen schon gehts früh hinaus,
Lustgeschwellt,
Froh gesellt,
In die weite Welt.

2. Subtrahieren,
Dividieren,
Hefte klieren*), Memorieren,
Zeichnerei, Schreiberei,
Alles ist vorbei.
Nicht Französisch noch Latein
Macht mir morgen Sorg und Pein,
Weltgeschicht
Und Gedicht
Quält mich morgen nicht.

3. Denn um acht
Wird — o Pracht —
Morgen hier nicht aufgemacht.
Öd und kahl,
Leer zumal
Bleiben Stub und Saal.
Keinen trifft hier Straf und Schmach,
Morgen bleibt hier keiner nach.
Keinem droht
Schelt und Not
Dann beim Vesperbrot.

4. Frisch und frei,
Fromm, juchhei,
Bei dem ersten Hahnenschrei
Hier und dort
Auf und fort
Gehts von Ort zu Ort.
Buttmann, Böhme, Zumpt und Ahn —
Ich muß auf die Eisenbahn!
Bücher bunt
In der Rund,
Bleibt mir hübsch gesund!

5. Heitren Gruß
Ruft zum Schluß
Selbst Herr Ordinarius.
Lacht in Ruh,
Klappt Z—U
Dann das Büchlein zu.
Spricht: „Nun, Kinder, mögt ihr gehn!
Auf recht frohes Wiedersehn!"
Mit Juchhe
Drum Ade!
Scheiden thut nicht weh.

*) norddeutscher Ausdruck: schmieren.

85. Der Vöglein Abschied (S. 79).

(Reg. II, 9, 44.)

1. Wer klappert am Dache, mein Kindlein? horch, horch!
Ade, lieber Bauer! so rufet der Storch.
Nun, ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut,
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er laß es von Feuer und Stürmen verschont!
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehn,
Dann gibt es ein freudiges Wiedersehn.
Ade! Ade!

2. Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell;
Ade, liebe Fluren! so singet sie hell,
Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
Ich habs euch gedanket mit schmetterndem Sang;
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch gehn; —
O, möget im Lenze ihr wonnig erstehn!
Wir Vöglein, wir können so lange nicht warten.
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!

3. Zum Fenster noch einmal blickt Schwälbchen hinein;
Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest an dem Fenster gebaut,
Ihr habet mit Freuden die Kleinen geschaut
Und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört
Und habet mir niemals den Frieden gestört;
Drum möge auch euch in Freud und Gefahren
Der Himmel die liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade! —

86. Der erste Schnee (S. 25).

(Reg. II, 5.)

1. „Großväterchen, es schneit so sehr,
Schau, wie die Flocken jagen!
Wo kommt denn all der Schnee nur her?“ —
„Das will ich, Kind, dir sagen:

2. Frau Holle schüttet die Betten aus
Vom Himmelsfenster droben.
Frau Holle hat ein großes Haus
Dort zwischen den Wolken droben.

3. Drin glänzet alles schmuck und nett
Wie lautrer Silberschimmer;
Es steht ein großes, großes Bett
Da in Frau Holles Zimmer.

4. Mit klarem Linnen läßt gar fein
Ihr Bett Frau Holle schmücken,
Die Daunen sind so weiß und rein,
Als wie vom Schwanenrücken.

5. Und hat sie morgens sich den Schlaf
Aus ihren Augen gerieben,
Dann schüttelt sie die Betten brav,
Daß rings die Federn stieben.

6. Dann deckt sie rings die Felder zu
Mit weißer Federn Wolle;
Die schlafen dann in süßer Ruh.
Schön Dank dafür, Frau Holle!"

Johann Friedrich von Meyer.

87. Gottes Treue.

(Hesperiden. Poetische Schriften, Kempten, Dannheimer, 1836, S. 200.)
(Reg. II, 21, 37, 45.)

1. Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen herum:
Die Wellen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

2. Ein Turm ragt überm Berge
Und schaut ins Thal hinab:
Die Winde rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein herab.

3. Es zeucht einher ein Wetter
Und rasselt am starken Baum:
Zur Erde sinken wohl Blätter,
Doch eisern steht der Baum.

4. Des Höchsten ewige Treue
Steht fester, denn Fels und Turm,
Und grünt und blühet aufs neue
Und trotzt dem rasenden Sturm.

Wilhelm Müller.

88. Müllers Wanderschaft.

(Gedichte, herausg. von Hermann, Berlin, Grote, 1874, Bd. 1, S. 3.)
(Reg. II, 8.)

1. Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wirs gelernt, vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

3. Das sehn wir auch den Rädern ab, den Rädern,
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind, die Steine,
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

5. O Wandern, Wandern, meine Lust, o Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Poetische Versuche, 10 Teile, Tübingen, Cotta, 5. Aufl. 1816.)

89. Die Stufenleiter (Bd. 5, S. 28).

(Reg. II, 24.) [L. u. N. 1, 642.]

1. Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!“
Rief es, „ach, Herr, verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!“ —

„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. „Gib," rief er aus,
„Mich frei! Was hab ich denn begangen?" —
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

3. Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!"
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken." —
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

4. Schnell kam ein Pfeil vom nahen Büh
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum," rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tötet mich dein Bogen?" —
„Ei," sprach der Mörder, „du bist mein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."

90. Der Ochs und der Esel (Bd. 1, S. 185).

(Reg. II, 24.)

1. Ochs und Esel zankten sich
Beim Spaziergang um die Wette,
Wer am meisten Weisheit hätte;
Keiner siegte, keiner wich.

2. Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte.
Und was konnte klüger sein?

3. Beide stehen tief gebückt
Vor des Tierbeherrschers Throne,
Der mit einem edlen Hohne
Auf das Paar herunterblickt.

4. Endlich sprach die Majestät
Zu dem Esel und dem Farren:
„Ihr seid alle beide Narren!"
Jeder gafft ihn an und geht.

Robert Reinick.

(Märchen-, Lieder- und Geſchichtenbuch, 7. Aufl. Bielefeld, Velhagen, 1884.)

*91. Wiegenlied (S. 44).

(Reg. II, 7.)

1. Sonne hat ſich müd gelaufen, ſpricht: „Nun laß ichs ſein!“
Geht zu Bett und ſchließt die Augen und ſchläft ruhig ein.
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es ebenſo, mein Kindchen iſt nicht dumm.

2. Bäumchen, das noch eben rauſchte, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Will die Sonne nicht mehr ſcheinen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es ebenſo, mein Kindchen iſt nicht dumm.

3. Vogel, der im Baum geſungen, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauſchen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es ebenſo, mein Kindchen iſt nicht dumm.

4. Häschen ſpitzt die langen Ohren, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Hör ich keinen Vogel ſingen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es ebenſo, mein Kindchen iſt nicht dumm.

5. Jäger höret auf zu blaſen, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Seh ich keinen Haſen laufen, ſchlaf ich ruhig ein!“
Sum, ſum, ſum,
Mein Kindchen macht es ebenſo, mein Kindchen iſt nicht dumm.

6. Kommt der Mond und guckt herunter, ſpricht: „Was ſoll das ſein?
Kein Jäger lauſcht?
Kein Häschen ſpringt?
Kein Vogel ſingt?
Kein Bäumchen rauſcht?
Kein Sonnenſchein?
Und's Kind allein
Sollt wach noch ſein!
Nein, nein, nein!
Lieb Kindchen macht die Augen zu, lieb Kindchen ſchläft ſchon ein!“

92. Vom schlafenden Apfel (S. 31).

(Reg. II, 4, 10, 20.)

1. Im Baum, im grünen Bettchen,
Hoch oben sich ein Apfel wiegt,
Der hat so rote Bäckchen,
Man sieht's, daß er im Schlafe liegt.

2. Ein Kind steht unterm Baume,
Das schaut und schaut und ruft hinauf:
„Ach, Apfel, komm herunter!
Hör endlich doch mit Schlafen auf!"

3. Es hat ihn so gebeten,
Glaubt ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt sich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

4. Da kommt die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher spaziert.
„Ach, Sonne, liebe Sonne,
Mach du, daß sich der Apfel rührt!"

5. Die Sonne spricht: „Warum nicht?"
Und wirft ihm Strahlen ins Gesicht,
Küßt ihn dazu so freundlich;
Der Apfel aber rührt sich nicht.

6. Nu schau! da kommt ein Vogel
Und setzt sich auf den Baum hinauf.
„Ei, Vogel, du mußt singen!
Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf."

7. Der Vogel wetzt den Schnabel
Und singt ein Lied so wundernett
Und singt aus voller Kehle;
Der Apfel rührt sich nicht im Bett.

8. Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind, den kenn ich schon;
Der küßt nicht, und der singt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

9. Er ſtemmt in beide Seiten
Die Arme, bläſt die Backen auf
Und bläſt und bläſt; und richtig,
Der Apfel wacht erſchrocken auf
10. Und ſpringt vom Baum herunter
Grad in die Schürze von dem Kind;
Das hebt ihn auf und freut ſich
Und ruft: „Ich danke ſchön, Herr Wind!"

93. Verſuchung (S. 124).

(Reg. II, 20.)

1. Gar emſig bei den Büchern
Ein Knabe ſitzt im Kämmerlein,
Da lacht herein durchs Fenſter
Der luſtge, blanke Sonnenſchein
Und ſpricht: „Lieb Kind, du ſitzeſt hier?
Komm doch heraus, und ſpiel bei mir!"
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Sonnenſchein er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!"
2. Der Knabe ſchreibet weiter,
Da kommt ein luſtig Vögelein,
Das picket an die Scheiben
Und ſchaut ſo ſchlau zu ihm herein.
Es ruft: „Komm mit! der Wald iſt grün,
Der Himmel iſt blau, die Blumen blühn!"
Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Vogel kurz er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!"
3. Der Knabe ſchreibt und ſchreibet,
Da guckt der Apfelbaum herein
Und rauſcht mit ſeinen Blättern
Und ſpricht: „Wer wird ſo fleißig ſein?
Schau meine Äpfel! dieſe Nacht
Hab ich für dich ſie reif gemacht!"

Den Knaben ſtört es nicht,
Zum Apfelbaum er ſpricht:
„Erſt laß mich fertig ſein!“
4. Da endlich iſt er fertig:
Schnell packt er ſeine Bücher ein
Und läuft hinaus zum Garten.
Juchhe! wie lacht der Sonnenſchein!
Das Bäumchen wirft ihm Äpfel zu,
Der Vogel ſingt und nickt ihm zu.
Der Knabe ſpringt vor Luſt
Und jauchzt aus voller Bruſt;
Jetzt kann er luſtig ſein.

94. Der Faule (S. 242).

(Reg. II, 20.)

1. „Heute nach der Schule gehen,
Da ſo ſchönes Wetter iſt?
Nein, wozu denn immer lernen,
Was man ſpäter doch vergißt?
2. Doch die Zeit wird lang mir werden,
Und wie bring ich ſie herum? —
Spitz, komm her! dich will ich lehren,
Hund, du biſt mir viel zu dumm!
3. Andre Hund' in deinem Alter
Können dienen, Schildwach ſtehn,
Können tanzen, apportieren,
Auf Befehl ins Waſſer gehn.
4. Ja, du denkſt, es geht ſo weiter,
Wie dus ſonſt getrieben haſt.
Nein, mein Spitz, jetzt heißt es lernen.
Hier! komm her! und aufgepaßt!
5. So — nun ſtell dich in die Ecke —
Hoch! den Kopf zu mir gericht! —
Pfötchen geben! — ſo! noch einmal!
Sonſt gibts Schläge! — Willſt du nicht?

6. Was? du knurrst? du willst nicht lernen?
Seht mir doch den faulen Wicht!
Wer nichts lernt, verdienet Strafe,
Kennst du diese Regel nicht?" —
7. Horch! — wer kommt? — — Es ist der Vater.
Streng ruft er dem Knaben zu:
„Wer nichts lernt, verdienet Strafe!
Sprich, und was verdienest du?"

Friedrich Rückert.

(Gedichte, neue Auswahl, 22. Aufl., herausg. von Huyssen, Frankfurt a. M. Sauerländer, 1886.)

95. Kinderlied von den grünen Sommervögeln (S. 409).

(Reg. II, 10.) [G. 2, 106; Förster 87.)

1. Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All an des Baumes Äste
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sein.
2. Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Tau
Und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise [blau.
Von Sonnenschein und Himmel-
3. Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken:
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.
4. Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu sengen,
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

5. Da trat ein ſtarker Mann zum Baum
Und hub an, ihn zu ſchütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vöglein girrten
Und auseinander ſchwirrten:
Wohin ſie flogen, weiß man kaum.

96. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt (S. 395).

(Reg. II, 10, 29.) [L. u. N. 3, 297; Gude 4, 122; D. 3, 80.]

1. Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald,
In gutem und ſchlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein, das hat geſprochen:

2. „Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft ich wünſchen, wie ich wollt,
Wünſcht ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wies Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh iſts aufgewacht;
Da hat es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich ſtolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart.
Der ſieht die goldnen Blätter bald:
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
„Die goldnen Blätter dauern mich;
Ich muß vor den andern mich ſchämen,

Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ists wieder aufgewacht;
Da hatt es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh!
Kein Baum im Walde glitzert so."

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch ich mir grüne Blätter wohl!"

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ists aufgewacht;
Da hat es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch."

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer,
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keine Blätter mehr,

Weder grüner, noch roter, noch gelber!
Hätt ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht und lacht!
Alle Bäume lachens aus,
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

13. „Warum hats Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?" —
„Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh 'naus, siehs selbst, doch rührs nicht an!" —
„Warum denn nicht?" —
„Weils sticht!"

97. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen (S. 393).

(Reg. II, 29.) [D. 3, 72.]

1. Denk an! das Büblein ist einmal
Spazieren gangen im Wiesenthal;
Da wurds müd gar sehr
Und sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist das Bächlein geflossen kommen
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mirs jetzt!"

2. Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hats gefroren gar sehr,
Es sagt: „Ich kann nicht mehr;

Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist das Schifflein geschwommen kommen
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mirs jetzt!"

3. Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: da fall ich einmal;
Da fürcht es sich gar sehr
Und sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist die Schnecke gekrochen gekommen
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mirs jetzt!"

4. Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein gings langsam zu sehr;
Es sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist der Reiter geritten gekommen,
Der hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mirs jetzt!"

5. Aber gib acht! das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst drauf hin und her
Und schreit: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"
Da ist der Baum ihm ins Haar gekommen
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hats gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
„Iſt denn das Büblein geſtorben?“
Antwort:
„Nein! es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und thuns 'runter!“

98. Das Männlein in der Gans (S. 404).

(Reg. II, 29.)

1. Das Männlein ging ſpazieren einmal
Auf dem Dach, ei, ſeht doch!
Das Männlein iſt hurtig, das Dach iſt ſchmal,
Gib acht, es fällt noch!
Eh ſichs verſieht, fällts vom Dach herunter
Und bricht den Hals nicht: das iſt ein Wunder!

2. Unter dem Dach ſteht ein Waſſerzuber,
Hinein fällts nicht ſchlecht;
Da wird es naß über und über,
Ei, das geſchieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
Die wirds Männlein ſaufen.

3. Die Gans hats Männlein 'nuntergeſchluckt,
Sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat ſie doch gedruckt,
Das wollt ich ſagen.
Da ſchreit die Gans ganz jämmerlich;
Das iſt der Köchin ärgerlich.

4. Die Köchin wetzt das Meſſer,
Sonſt ſchneidts ja nicht:
Die Gans ſchreit ſo, es iſt nicht beſſer,
Als daß man ſie ſticht;
Wir wollen ſie nehmen und ſchlachten
Zum Braten auf Weihnachten.

5. Sie rupft die Gans und nimmt ſie aus
Und brät ſie,
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
Verſteht ſich.

Die Gans wird eben gebraten;
Was kanns dem Männlein schaden?
6. Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
Im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus und zerschneidt sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
Kriechts Männlein aus der Mitten.
7. Da springt der Vater vom Tisch auf,
Da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf
Und macht sich über die Gans her.
Es sagt: „Du hast mich gefressen,
Jetzt will ich dafür dich essen!"
8. Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
Als wärens seiner sieben;
Da essen wir alle dem Männlein zum Trotz,
Da ist nichts über geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Tätzlein,
Das kriegen dort hinten die Kätzlein;
9. Nichts kriegt die Maus.
Das Märlein ist aus.
„Was ist denn das?" —
„Ein Weihnachtsspaß:
Aufs Neujahr lernst
Du" — „Was?" —
„Den Ernst!"

99. Des Hahn Gockels Leichenbegängnis

(Gedichte, 3. Bd., 2. Aufl. Erlangen, Heyder, 1839, S. 212).

(Reg. II, 9.)

1. „Wer erschlug den Hahn Gockel?" —
„Ich," spricht der Sperber,
„Ich bin der Verderber,
Ich erschlug den Hahn Gockel."

2. „Wer hats gesehn?" —
„Ich," spricht das Mäuslein,
„Aus meinem kleinen Häuslein
Hab ichs gesehn." —

3. „Wer trank sein Blut?“ —
„Ich,“ spricht das Mücklein,
„Mit kleinen Schlücklein
Trank ich sein Blut.“ —
4. „Wer gräbt sein Grab?“ —
„Ich,“ spricht Rotkehlein,
„Mit meinen Zehlein
Grab ich sein Grab.“ —
5. „Wer trägt die Bahr?“ —
„Ich,“ spricht der Rabe,
„Ich trag im Trabe
Die Totenbahr.“ —
6. „Wer ist der Priester?“ —
„Ich,“ spricht die Dohle,
„Bin schwarz wie eine Kohle,
Ich bin der Priester.“ —
7. „Wer singt den Psalm?“ —
„Ich,“ spricht die Nachtigall,
„Ich sing mit süßem Schall,
Ich sing ihm den Psalm.“ —
8. „Wer läut die Glock hell?“ —
„Ich,“ spricht das Böcklein,
„Ich läut ihms Glöcklein;
Fahr wohl, Hahn Gockel!“
9. Alle die Vögel in der Luft
Befiel ein Klagen und Seufzen,
Als sie hörten das Glöcklein läuten
Zu Hahn Gockels Gruft.

100. Die Rätsel der Elfen (Auswahl, S. 408).

(Reg. II, 28, 44.)

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht.
Sie legen sich lustige Rätsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.
Und wie ein Windzug dazwischen geht,
So sind samt den Elfen die Rätsel verweht. —
„Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?“ —
„Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.“ —
„Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?“ —
„Der Mond, der ob unsern Häuptern rollt.“ —
„Wo quillt die Thrän aus härtester Brust?“ —
„Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.“ —
„Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?“ —
„Der Regenstrom, der in Lüften fließt.“ —
„Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück?“ —
„Das Eis ist gebaut aus einem Stück.“ —
„Die Flut, die im steteſten Takt sich bewegt?“ —
„Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.“ —

„Wer trauert in seinem buntesten Kleid?“ —
„Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.“ —
„Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?“ —
„Der Strauch, der sie treibt und weiß es nicht.“ —
„Wer sah nie von innen sein eigenes Haus?“ —
„Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.“ —
„Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?“ —
„Der Zaunkönig wird ausgelacht.“ —
„Wo tritt der Schwache den Starken nieder?“ —
„Den Erdboden des Menschen Glieder.“ —
„Was ist stärker, als der Erdengrund?“ —
„Das Eisen, denn es macht ihn wund.“ —
„Was ist stärker, als Eisen und Stahl?“ —
„Das Feuer schmelzt sie allzumal.“ —
„Was ist stärker, als Feuersglut?“ —
„Die feuerlöschende Wasserflut.“ —
„Was ist stärker, als Flut im Meer?“
„Der Wind, der sie treibt hin und her.“ —
„Und was ist stärker, als Wind und Luft?“ —
„Der Donner: sie zittern, wenn er ruft.“ —
„Wer ist mächtiger, als der Tod?“ —
„Wer da kann lachen, wenn er droht.“ —
„Und wer, wenn die Erde bebt, kann stehn?“ —
„Wer nicht fürchtet, unterzugehn.“ —
„Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?“ —
„Weils bergunter hat leichtern Lauf.“ —
„Warum trägt Kürbse der Eichbaum nicht?“ —
„Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht!“ —
„Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?“ —
„Damit er mit vieren stolpern kann.“ —
„Und warum sind die Fische stumm?“ —
„Weil sie sonst würden reden dumm.“ —
„Wer löset alle Rätsel auf?“ —
„Wer immer was weiß, das sich reimet drauf.“ —
„Und warum schweig ich jetzo still?“ —
„Weil ich nichts weiter hören will.“

101. Barbaroſſa (Auswahl S. 449).

(Reg. II, 30, 45.) [L. u. N. 3, 301; Gude 4, 119.]

1. Der alte Barbaroſſa, der Kaiſer Friederich,
Im unterirdſchen Schloſſe hält er bezaubert ſich,
Er iſt niemals geſtorben, er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen zum Schlaf ſich hingeſetzt.

2. Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit
Und wird einſt wiederkommen mit ihr, zu ſeiner Zeit.
Der Stuhl iſt elfenbeinern, darauf der Kaiſer ſitzt;
Der Tiſch iſt marmelſteinern, worauf ſein Haupt er ſtützt.

3. Sein Bart iſt nicht von Flachſe, er iſt von Feuersglut,
Iſt durch den Tiſch gewachſen, worauf ſein Kinn ausruht.
Er nickt, als wie im Traume, ſein Aug halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume er einem Knaben winkt.

4. Er ſpricht im Schlaf zum Knaben: „Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und ſieh, ob noch die Raben herfliegen um den Berg!
Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch ſchlafen bezaubert hundert Jahr.“

102. Drei Paare und Einer (Auswahl S. 365).

(Reg. II, 21, 42.) [L. u. N. 3, 296.]

1. Du haſt zwei Ohren und einen Mund;
Willſt dus beklagen?
Gar vieles ſollſt du hören — und
Wenig drauf ſagen!

2. Du haſt zwei Augen und einen Mund;
Mach dirs zu eigen:
Gar manches ſollſt du ſehen — und
Manches verſchweigen!

3. Du haſt zwei Hände und einen Mund;
Lern es ermeſſen!
Zweie ſind da zur Arbeit — und
Einer zum Eſſen!

Friedrich von Schiller.

(Werke, herausg. von W. v. Maltzahn, Berlin, Hempel, o. J.)

103. Der Schütz (aus Wilhelm Tell; Bd. 1, Buch 2, S. 112).

(Reg. II, 20.)

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh im Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

104. Rätsel (Bd. 1, Buch 1, S. 182).

(Reg. II, 28.) [L. u. N. 2, 640.]

I.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schöngebognem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran:
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

II.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt!

Julius Sturm.

105. Gott grüße dich!

(Fromme Lieder, 2 Teile, Leipzig, Brockhaus, 10. Aufl. 1884, Bd. 1, S. 1.)
(Reg. II, 21, 42.)

1. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
Soviel wie ein Gebet.

106. Der Bauer und sein Kind.

(Gedichte, 5. Aufl. Brockhaus, 1882, S. 44.)
(Reg. II, 20.) [L. 4, 333.]

1. Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."
2. Da kommt sein Knabe hochbeglückt
Mit bunten Blüten reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht."

Ludwig Uhland.

(Gedichte und Dramen, 3 Teile, Stuttgart, Cotta, 1885.)

107. Einkehr (Bd. 1, S. 75).

(Reg. II, 4, 10.) [L. u. N. 3, 328; Gude 4, 187; D. 2, 191; Kr. 88; Förster 89; Kehr 125.]

1. Bei einem Wirte, wundermild,
Da war ich jüngst zu gaste:
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt ich nach der Schuldigkeit:
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

108. Der weiße Hirsch (Bd. 2, S. 129).

(R. II, 9, 34, 44.) [L. u. N. 3, 335.]

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

Mir hat geträumt, ich klopf auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus: husch, husch!

Der zweite:

Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt ich ihn auf das Fell: piff, paff!

Der dritte:

Und als ich den Hirsch auf der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn: trara!
So lagen sie da und sprachen, die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
Und eh die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch, husch! piff, paff! trara!

109. Zimmerspruch (Bd. 1, S. 77).

(Reg. II, 20, 42, 44.) [D. 2, 187.]

Das neue Haus ist aufgericht,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein:
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zu oberst woll er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll er weihn,
Daß nichts Unseligs komm herein,

Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

110. Das Schwert (Bd. 2, S. 162).

(Reg. II, 20, 32, 44.)

1. Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt ein gutes Schwert bestellt.
Doch als ers wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.
2. Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist euer Arm, ich mein,
Doch morgen soll geholfen sein." —
3. „Nein, heut! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft."
Der Jüngling sprichts, ihn Kraft durchdringt:
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

111. Siegfrieds Schwert (Bd. 2, S. 163).

(Reg. II, 30, 44.) [L. u. N. 3, 354; Gude 1, 229; D. 2, 201; Kehr 272.]

1. Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab.
2. Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt wandern in alle Welt hinaus.
3. Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.
4. Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
5. Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
6. Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

7. „O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein,
8. Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"
9. Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.
10. Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücken sprang.
11. Und von der letzten Eisenstang
Macht er ein Schwert, so breit und lang.
12. „Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert.
13. Nun schlag ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

112. Der gute Kamerad (Bd. 2, S. 66).

(Reg. II, 20, 22.) [L. u. N. 3, 353; D. 2, 178; Förster 157; Kr. 70; Kehr 326.]

1. Ich hatt einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.
2. Eine Kugel kam geflogen,
Gilts mir, oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wärs ein Stück von mir.
3. Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad!

113. Klein Roland (Bd. 2, S. 165).

(Reg. II, 30.) [G. 2, 412; L. u. N. 3, 356; Gude 1, 206; D. 1, 128; Linnig 171; Kr. 65.]

1. Frau Bertha saß in der Felsenkluft, sie klagt' ihr bittres Los.
Klein Roland spielt' in freier Luft, des Klage war nicht groß.
„O König Karl, mein Bruder hehr! o, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr, nun zürnst du schrecklich mir.

2. O Milon, mein Gemahl so süß! die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ, nun läßt die Liebe mich.
Klein Roland, du mein teures Kind, nun Ehr und Liebe mir,
Klein Roland, komm herein geschwind! Mein Trost kommt all von dir.

3. Klein Roland, geh zur Stadt hinab, zu bitten um Speis und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab, dem wünsche Gottes Dank!"
Der König Karl zur Tafel saß im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn Unterlaß mit Schüssel und Pokal.

4. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang zu Berthas Einsamkeit.
Und draußen in des Hofes Kreis, da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis mehr, als am Saitenspiel.

5. Der König schaut in ihr Gedräng wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng ein feiner Knab herfür.
Des Knaben Kleid ist wunderbar, vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar, herauf zum Saal er blickt.

6. Herein zum Saal klein Roland tritt, als wärs sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt und trägt sie stumm hinaus.
Der König denkt: „Was muß ich sehn? das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil ers ruhig läßt geschehn, so lassens die andern auch.

7. Es stund nur an eine kleine Weil, klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil und faßt seinen Goldpokal.
„Heida! halt an, du kecker Wicht!" der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht, zum König auf er schaut.

8. Der König erst gar finster sah, doch lachen mußt er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da, wie in den grünen Wald.
Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch, wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch meines roten Weines Schaum." —

9. „Die Bäurin ſchöpft aus dem Brunnen friſch, die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fiſch, ihr roten Weines Schaum.“ —
„Iſt deine Mutter ſo edle Dam, wie du berühmſt, mein Kind,
So hat ſie wohl ein Schloß luſtſam und ſtattlich Hofgeſind?
10. Sag an, wer iſt denn ihr Truchſeß? Sag an, wer iſt ihr Schenk?“ —
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß, meine linke, die iſt ihr Schenk.“ —
„Sag an, wer ſind die Wächter treu?“ — „Mein' Augen blau allſtund.“ —
„Sag an, wer iſt ihr Sänger frei?“ — „Der iſt mein roter Mund.“ —
11. „Die Dam hat wackre Diener, traun! doch liebt ſie ſondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuſchaun, mit Farben mancherlei.“ —
„Ich hab bezwungen der Knaben acht von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht vierfältig Tuch zur Wat.“ —
12. „Die Dame hat, nach meinem Sinn, den beſten Diener der Welt.
Sie iſt wohl Bettlerkönigin, die offne Tafel hält?
So edle Dame darf nicht fern von meinem Hofe ſein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn! führt ſie zu mir herein!“
13. Klein Roland trägt den Becher flink hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink, drei Ritter folgen nach.
Es ſtund nur an eine kleine Weil, der König ſchaut in die Fern,
Da kehren ſchon zurück mit Eil die Damen und die Herrn.
14. Der König ruft mit einemmal: „Hilf, Himmel! ſeh ich recht?
Ich hab verſpottet im offnen Saal mein eigenes Geſchlecht.
Hilf, Himmel! Schweſter Bertha, bleich, im grauen Pilgergewand?
Hilf, Himmel! in meinem Prunkſaal reich, den Bettelſtab in der Hand?“
15. Frau Bertha fällt zu Füßen ihm, das bleiche Frauenbild.
Da regt ſich plötzlich der alte Grimm, er blickt ſie an ſo wild.
Frau Bertha ſenkt die Augen ſchnell, kein Wort zu reden ſich traut,
Klein Roland hebt die Augen hell, den Öhm begrüßt er laut.

16. Da spricht der König mit mildem Ton: „Steh auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn soll dir verziehen sein."
Frau Bertha hebt sich freudenvoll: „Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll, was du mir Guts gethan.

17. Soll werden, seinem König gleich, ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb von manchem Reich in seinem Banner und Schild.
Soll greifen in manches Königs Tisch mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch sein seufzend Mutterland."

114. Lied eines Armen (Bd. 1, S. 11).

(Reg. II, 20.) [K. u. N. 3, 334; Gude 1, 291; D. 2, 205; Kr. 142; Kehr 130.]

1. Ich bin so gar ein armer Mann und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch recht frohen Mutes sein.
In meiner lieben Eltern Haus war ich ein frohes Kind,
Der bittre Kummer ist mein Teil, seit sie begraben sind.

2. Der Reichen Gärten seh ich blühn, ich seh die goldne Saat:
Mein ist der unfruchtbare Weg, den Sorg und Mühe trat.
Doch weil ich gern mit stillem Weh in froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag, so herzlich und so warm.

3. O reicher Gott! du ließest doch nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt ergießt sich himmelher.
Noch steigt in jedem Dörflein ja dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang ertönet jedem Ohr.

3. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern so liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt, da red ich, Herr, mit dir.
Einst öffnet jedem Guten sich dein hoher Freudensaal,
Dann komm auch ich im Feierkleid und setze mich ans Mahl.

Volkstümliches.

115. Volksrätsel.

(Meistens aus dem deutschen Rätselbuch, gesammelt von Simrock, 2. Aufl. Frankfurt a. M., Winter, o. J.)

(Reg. II, 28.)

1. Rate, was ich hab vernommen:
Es sind achtzehn kleine Gesellen zur Welt gekommen,
Von Angesicht gar säuberlich,
Keiner doch dem andern glich;
All ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen,
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut:
Der erst erstaunt, reißts Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünfte gar wie ein Uhu thut:
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

2. Ich mache hart, ich mache weich,
Ich mache arm, ich mache reich.
Man liebt mich, doch nicht allzunah:
Zu nah wird alles von mir aufgezehrt,
Und alles stirbt, wo man mich ganz entbehrt.

3. Ich weiß ein kleines weißes Haus,
Hat nichts von Fenstern, Thüren, Thoren,
Und will der kleine Wirt heraus,
So muß er erst die Wand durchbohren.

4. Runzelpunzelchen auf der Bank,
Runzelpunzelchen unter der Bank,
Da wird Runzelpunzelchen krank,
Es ist kein Doktor so geschickt,
Daß er Runzelpunzelchen wieder flickt.

5. Uebers Kirchendach
Fliegt ein Vogel und brummt: „Ach,
Dort drunten wird verbrannt
Das Werk von meiner Hand!"

6. Es ſitzen zwei und dreißig Geſellchen
In einem kleinen Ställchen,
Sind luſtig und munter,
Gehen auf und unter,
Und ein rot Mädchen dabei,
So ſitzen ſie ſchön in der Reih.

7. Es liegen vier Brüder in einer Wiegen,
Doch keiner thut in der Mitte liegen.

8. Es geht und gehet immer fort
Und kommt doch keinen Schritt vom Ort.

9. Auf einem weißen See
Schwimmt eine rote Roſe:
Willſt du die ſchwarzen Fiſchlein ſprechen,
Mußt du die rote Roſe brechen.

10. Wer es macht, der braucht es nicht,
Wer es kauft, der will es nicht,
Wer es braucht, der weiß es nicht.

11. Kaiſer Karl hatte einen Hund,
Dem gab er einen Namen aus ſeinem Mund,
Alſo hieß Kaiſer Karl ſeinen Hund:
Wie hieß der Hund?

12. Es ſchrieb ein Mann an eine Wand:
Zehn Finger hab ich an jeder Hand
Fünfundzwanzig an Händen und Füßen,
Wer das nicht rät, der muß es büßen.

13. Loch bei Loch,
Und hält doch.

14. Erſt weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Dann rot wie Blut,
Schmeckt allen Kindern gut.

15. Bei Tag eine Leiter,
Bei Nacht eine Schlange.

16. Es flog ein Vogel Federlos
Auf einen Baum Blattlos:
Da kam die Frau Mundlos
Und aß den Vogel Federlos.

17. Es liegt was auf dem Rasen
Mit vierundzwanzig Nasen.

18. Männchen im Strauch
Hat ein schwarz Käppchen auf,
Ein rot Mäntelchen um
Und Steinchen im Bauch:
Wie heißts Männchen im Strauch?

19. Es steht etwas im Acker,
Hält sich brav und wacker,
Hat sieben Häut,
Beißt alle Leut. [nenschein;

20. Du siehst es stets bei Son-
Am Mittag ist es kurz und klein
Und wächst bei Sonnenuntergang
Und wird gar wie ein Baum so lang.

21. Zwei kleine mit zwei großen
Laufen auf allen Straßen;
Laufen die großen auch noch so sehr,
Die kleinen kommen doch noch ehr.

22. Ein eisernes Gäulchen,
Ein flächsernes Schwänzchen:
Je länger springt das Gäulchen,
Je kürzer wird das Schwänzchen.

23. Es ist nicht in Spanien,
Sondern in Oranien.
Es ist nicht in Wien,
Sondern in Berlin.
Es ist nicht im Main,
Wohl aber im Rhein.
Es ist nicht in Meißen,
Wohl aber in Preußen.
Es ist kein Dorf so klein,
Dies Ding muß drinne sein.

24. Mein Erstes nicht wenig,
Mein Zweites nicht schwer;
Mein Ganzes gibt Hoffnung,
Doch trau nicht zu sehr.

25. Zwei Väter und zwei Söhne
Schossen drei Hasen schöne,
Ein jeder hat einen ganzen
Getragen in seinem Ranzen.

*116. Bruder Jakob

(aus G. Scherers Kinderbuch, 6. Aufl. Leipzig, Dürr, 1879, Bd. 1, S. 63).

(Reg. II, 6.)

1. Bruder Jakob, schläfst du noch?
Es läutet in die Schule:
Bim, bam, bum! bim, bam, bum!
Bist ein träger Junge doch,
Sitzt auf dem letzten Stuhle.
Schämst dich nicht, fauler Wicht?

2. Schlaf dir nur die Wangen rot,
Laß dir was Süßes träumen!
Vom Niklau und Wauwau!
Wurst und Obst und Zuckerbrot
Wächst für dich auf den Bäumen.
Gute Nacht! gute Nacht!

*117. Vom Reitersmann

(aus G. Scherers Kinderbuch, Bd. 1, S. 135; nach des Knaben Wunderhorn).
(Reg. II, 20, 34.)

1. Es stieg ein Herr zu Rosse
Und ritt zu einem Schlosse;
Da schaut die Frau zum Fenster 'raus
Und spricht: „Der Mann ist nicht zu Haus.
2. Dahier ist nur zu finden
Die Frau mit ihren Kinden."
Antwortet ihr der Herr geschwind:
„Sinds gute Kind? Sinds brave Kind?"
2. Da spricht die Frau mit Klagen:
„Ich wollt, ich könnt es sagen!
Allein es sind sehr böse Kind,
Und sie gehorchen nicht geschwind."
4. Da spricht der Herr mit Dräuen:
„Das sollen sie bereuen!
Die Kinde, die nicht folgsam sein,
Zu denen mag ich nicht hinein
5. Und mag mit schönen Sachen
Ihnen keine Freude machen.
Die bring ich nur für fromme Kind
Und nicht für die, so böse sind."
6. So sprach der Reitersmann im Zorn,
Gab seinem Pferd den scharfen Sporn
Und ritt auf seinem Rosse
Weit, weit hinweg vom Schlosse.

*118. Jockel.

(Nach Otto Klumpp, Kinderlieder, Mainz, Scholz o. J.., S. 87.)

(Reg. II, 34.)

1. Der Herr, der ſchickt den Jockel aus,
Er ſoll den Hafer ſchneiden.
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
2. Da ſchickt der Herr den Pudel aus,
Er ſoll den Jockel beißen.
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
3. Da ſchickt der Herr den Prügel aus,
Er ſoll den Pudel ſchlagen;
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
4. Da ſchickt der Herr das Feuer aus,
Es ſoll den Prügel brennen.
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
5. Da ſchickt der Herr das Waſſer aus,
Es ſoll das Feuer löſchen.
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.

6. Da ſchickt der Herr den Ochſen aus,
Er ſoll das Waſſer ſaufen;
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kömmt auch nicht nach Haus.

7. Da ſchickt der Herr den Schlächter aus,
Er ſoll den Ochſen ſchlachten;
Der Schlächter ſchlacht den Ochſen nicht,
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.

8. Da ſchickt der Herr den Henker aus,
Er ſoll den Schlächter hängen.
Der Henker hängt den Schlächter nicht,
Der Schlächter ſchlacht den Ochſen nicht,
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Prügel nicht,
Der Prügel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jockel nicht,
Der Jockel ſchneidt den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.

9. Da geht der Herr ſelbſt hinaus
Und macht gar bald ein End daraus.
Der Henker will den Schlächter hängen,
Der Schlächter will den Ochſen ſchlachten,
Der Ochſe will das Waſſer ſaufen,
Das Waſſer will das Feuer löſchen,

Das Feuer will den Prügel brennen,
Der Prügel will den Pudel ſchlagen,
Der Pudel will den Jockel beißen;
Der Jockel ſchneidt den Hafer nun
Und kommt auch gleich nach Haus.

*119. Die Glocke ſchlägt

(aus des Knaben Wunderhorn, Heidelberg, Mohr & Zimmer, 1808; 3. Bd. Anhang S. 63; die dritte Strophe nach Wackernagels goldner Fibel, 2. Aufl. Wiesbaden, 1869, S. 49).

(Reg. II, 7.)

1. Der Mond, der ſcheint,
Das Kindlein weint,
Die Glock ſchlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf!

2. Gott alles weiß,
Das Mäuslein beißt,
Die Glock ſchlägt ein,
Der Traum ſpielt auf dem Kiſſen dein.

3. Die Sternlein ſchön
Am Himmel gehn;
Die Glock ſchlägt zwei,
Sie gehn hinunter nach der Reih.

4. Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht;
Die Glock ſchlägt drei,
Der Fuhrmann hebt ſich von der Streu.

5. Der Gaul, der ſcharrt,
Die Stallthür knarrt,
Die Glocke ſchlägt vier,
Der Kutſcher ſiebt den Hafer ſchier.

6. Die Schwalbe lacht,
Die Sonn erwacht;
Die Glock ſchlägt fünf,
Der Wandrer macht ſich auf die Strümpf.

7. Das Huhn gagackt,
Die Ente quackt,
Die Glock ſchlägt ſechs,
Steh auf, ſteh auf, du faule Hex!

8. Zum Bäcker lauf,
Ein Wecklein kauf!
Die Glock ſchlägt ſieben,
Die Milch thu an das Feuer ſchieben!

9. Thu Butter 'nein
Und Zucker fein!
Die Glock ſchlägt acht,
Geſchwind dem Kind die Supp gebracht!

***120. Drei Ringelreihen** (aus Scherer, Kinderbuch, Bd. 1, S. 66). (Reg. II, 38.)

1.

Ringel, Ringel, Reihe!
's ſind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbuſch,
Schreien alle: Muſch, muſch,
Setzt euch nieder! [muſch!
Es ſitzt 'ne Frau im Ringelein
Mit ſieben kleinen Kinderlein;
Was eſſens gerne?
Fiſchelein!
Was trinkens gerne?
Roten Wein.
Setzt euch nieder!

2.

Ringel, Ringel, Roſenkranz!
Macht 'nen Tanz!
Setzt euch auf die Weide,
Spinnet grüne Seide;
Waſcht ſie an dem Bronnen,
Legt ſie in die Sonnen!
Acht Jahr' geſponnen,
Neun Jahr' gewonnen,
Zehn Jahr' herumgedreht!
Setzt euch nieder!

3.

Ringel, Ringel, Roſenkranz!
Jungfer Lieschen, komm zum Tanz!
Setz ein Töpfchen Waſſer bei,
Morgen wolln wir waſchen
Alle ſchwarzen Sachen.
Große Wäſche, kleine Wäſche,
Allerhand ſehr feine Wäſche —
Kikeriki!

***121. Hanſel und Gretel** (aus Scherer, Kinderbuch, Bd. 1, S. 144). (Reg. II, 38.)

1. Spannenlanger Hanſel,
Nudeldicke Dirn,
Gehn wir in den Garten,
Schütteln wir die Birn!

2. Schüttle ich die großen,
Schüttelſt du die klein;
Wenn das Säckle voll iſt,
Gehn wir wieder heim.

3. „Lauf doch nicht ſo närriſch,
Spannenlanger Hans!
Ich verlier die Birnen
Und die Schuh' noch ganz." —

4. „Trägſt ja nur die kleinen,
Nudeldicke Dirn,
Und ich ſchlepp den ſchweren
Sack voll großer Birn."

***122. Drei Sprüche**
(Scherer, Kinderbuch, Bd. 1, S. 92 und Bd. 2, S. 29).
(Reg. II, 38.)

1. Spinn, Mägdlein, ſpinn!
So wachſen dir die Sinn',
Wachſen dir die gelben Haar',
Kommen dir die klugen Jahr'.
Spinn, Mägdlein, ſpinn!

2. Strick, Kindlein, strick!
Das Stricken bringt dir Glück;
Das Stricken macht die Kinder froh,
Drum, Mausel, mach es ebenso!
Strick, Kindlein, strick!

3. Vögel, die nicht singen,
Glocken, die nicht klingen,
Pferde, die nicht springen,
Pistolen, die nicht krachen,
Kinder, die nicht lachen —
Was sind das für Sachen?

123. Kuckuck (Wunderhorn 3, S. 111),

(Reg. II, 9, 38.) [G. 1, 76.]

1. Kuckuck hat sich zu Tod gefallen
An einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

2. Ei, das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt und springt, ist allzeit froh,
Wenn andre Vögel schweigen.

124. Vogelhochzeit.

(Aus dem Jungbrunnen, von Georg Scherer, Berlin, Hertz, 1875, S. 303.)
(Reg. II, 9, 38.) [G. 1, 83.]

1. Es wollt ein Vogel Hochzeit machen
Wohl in dem grünen Walde.
2. Die Amsel war der Bräutigam,
Die Drossel war die Braute.
3. Der Sperber, der Sperber,
Das war der Hochzeitwerber.
4. Der Adler, der Adler,
Das war der Hochzeitlader.
5. Der Stare, der Stare,
Der flocht der Braut die Haare.
6. Die Taube, die Taube,
Die bracht der Braut die Haube.
7. Der Seidenschwanz, der Seidenschwanz,
Der bracht der Braut den Hochzeitkranz.
8. Die Lerche, die Lerche,
Die führt die Braut zur Kerche.
9. Die Ente, die Ente,
Das war der Superintendente.
10. Der Sperling, der Sperling,
Der bracht der Braut den Fingerring.
11. Der Stieglitz, der Stieglitz,
Der bracht der Braut den Hochzeitssitz.

12. Der Emmerling, der Emmerling,
Der war des Bräutigams Kämmerling.
13. Die Nachtigall, die Nachtigall
Ließ hören sich mit süßem Schall.
14. Die Schnepfe, die Schnepfe
Setzt auf den Tisch die Näpfe.
15. Der Storch mit seinem langen Schnabel
Bracht der Braut das Messer und Gabel.
16. Die Meise, die Meise,
Die bracht der Braut die Speise.
17. Die Finken, die Finken,
Die brachten der Braut zu trinken.
18. Der Wiedehopf, der Wiedehopf,
Der bracht der Braut den Küchentopf.
19. Der schwarze Rabe war der Koch,
Man siehts an seinen Kleidern noch.
20. Der Grünspecht, der Grünspecht,
Das war des Küchenmeisters Knecht.
21. Die Gänse und die Anten,
Das waren die Musikanten.
22. Sie aßen und tranken all aufs best,
Zuletzt flog jeder zu seinem Nest.

*125. **Gute Nacht, mein Kind!** (Wunderhorn Bd. 3. Anh., S. 68). (Reg. II, 7, 38.)

Guten Abend, gute Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein besteckt,
Schlupf unter die Deck!
Morgen früh, wenns Gott will,
Wirst du wieder aufgeweckt.

126. **Wie oft Gott zu danken sei** (Wunderhorn, Bd. 3, Anhang, S. 27). (Reg. II, 21, 38, 44.)

Wieviel Sand in dem Meer,
Wieviel Sterne oben her,
Wieviel Tiere in der Welt,
Wieviel Heller unterm Geld,
In den Adern wieviel Blut,
In dem Feuer wieviel Glut,
Wieviel Blätter in den Wäldern,
Wieviel Gräslein in den Feldern,
In den Hecken wieviel Dörner,
Auf dem Acker wieviel Körner,
Auf den Wiesen wieviel Klee,
Wieviel Stäublein in der Höh,
In den Flüssen wieviel Fischlein,
In dem Meere wieviel Müschlein,
Wieviel Tropfen in der See,
Wieviel Flocken in dem Schnee,
Soviel lebendig weit und breit:
So oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit!
Amen.

Lebensabriß der Dichter,

von denen Gedichte in dieser Sammlung aufgenommen sind.

Arndt Ernst Moritz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf Rügen, † 29. Jan. 1860 zu Bonn. (Näheres MG. III.)

Bechstein Ludwig, geb. 24. November 1801 zu Weimar, † 4. Mai 1860 zu Meiningen. Er studierte Philosophie und wirkte bis zu seinem Tode als Bibliothekar und Archivar in Meiningen. Seine Sagen- und Märchensammlungen sind bekannter geworden, als seine Dichtungen.

Bertuch Friedrich Justin, geb. 30. Sept. 1747 zu Weimar. † 3. April 1822 daselbst. Er studierte Theologie und Jurisprudenz. Er lebte in Weimar und war vielseitig litterarisch thätig. Besonders beliebt war sein vielbändiges Bilderbuch für Kinder.

Brentano Clemens, geb. 8 September 1778 zu Ehrenbreitstein, † 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. (Näheres MG. III.)

von Chamisso Adalbert, geb. 31. Jan. 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, † 21. Aug. 1838 zu Berlin. (Näh. MG. III.)

Claudius Matthias, geb. 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, † 21. Jan. 1815 zu Hamburg. (Näheres MG. II.)

Curtman Wilhelm, geb. 3. März 1802 zu Alsfeld in Hessen, † 6. Februar 1871 zu Gießen. Er wirkte lange als Direktor des Schullehrerseminars zu Friedberg und hat sich durch pädagogische Schriften einen geachteten Namen erworben.

Dieffenbach Georg Christian, geb. 4. Dezember 1822 zu Schlitz in Hessen. Er lebt als Oberpfarrer in Schlitz und ist sowohl als theologischer Schriftsteller, wie durch seine zahlreichen Kinderlieder weithin bekannt. Letztere sind von Kern, Abt u. a. in Musik gesetzt worden.

Eberhard August Gottlob, geb. 1769 zu Belzig, † 13. Mai 1845 zu Dresden. Er studierte Theologie, widmete sich aber ausschließlich schriftstellerischer Thätigkeit. Seine Dichtung „Hannchen und die Küchlein" ist wohl das bekannteste seiner Werke.

Enslin Karl, geb. 21. September 1819 zu Frankfurt a. M., † 24. Oktober 1875 als Lehrer ebendaselbst.

Falk Johannes, geb. 28. Oktober 1768 zu Danzig, † 14. Februar 1826 zu Weimar. Er lebte als Privatgelehrter in Weimar; berühmter als durch seine Schriften ist er durch seine großen Verdienste um die Erziehung verwahrloster Kinder geworden.

Fröhlich Abraham Emanuel, geb. 1. Febr. 1796 zu Brugg (Schweiz), † 1. Dez. 1865 zu Gabenstorf bei Aarau. (Näh. MG. II.)

Gellert Christian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen, † 13. Dezember 1769 zu Leipzig. (Näheres MG. II.)

Görres Guido, geb. 28. Mai 1805 zu Koblenz, † 14. Juli 1852 zu München. Er war, wie sein Vater, der berühmte Joseph Görres, Professor der Geschichte an der Universität zu München und ist besonders bekannt durch den Festkalender in Bildern und Liedern, zu welchem Graf Pocci und andere die Zeichnungen lieferten.

von Göthe Johann Wolfgang, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., † 22. März 1832 zu Weimar. (Näheres MG. III.)

Güll Friedrich, geb. 1. April 1812 zu Ansbach, † 23. Dezember 1879 als Lehrer an der protestantischen Pfarrschule zu München. Er ist einer unserer beliebtesten Kinderliederdichter.

Harries Heinrich, geb. 9. September 1762 zu Flensburg, † 28. September 1802 als Prediger zu Brügge bei Kiel. Sein Lied „Heil dir im Siegerkranz" war ursprünglich dem König von Dänemark gewidmet; in Berlin wurde es auf König Friedrich Wilhelm II. von Preußen angewandt.

Hauff Wilhelm, geb. 29. November 1802 zu Stuttgart, † 18. November 1827 daselbst. (Näheres MG. III.)

Hensel Luise, geb. 30. März 1798 zu Linum (Brandenburg), † 18. Dezember 1876 zu Paderborn. (Näheres MG. III.)

Hey Wilhelm, geb. 26. Mai 1789 zu Laucha bei Gotha † 19. Mai 1854 zu Ichtershausen. Er war Prediger in Gotha und Ichtershausen und ist besonders durch seine Fabeln bekannt, welche er zu den Bildern des Hamburger Malers Speckter gedichtet hat.

Hoffmann von Fallersleben August Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben (Hannover), † 19. Januar 1874 zu Corvey a. d. Weser. (Näheres MG. II.)

Kilzer Johann Sebastian Wilhelm, geb. 11. April 1799 zu Worms, † 9. April 1864 zu Frankfurt a. M.; er war anfänglich Kaufmann, dann bildete er sich zum Lehrer aus und wirkte von 1823 bis zu seinem Tode an der Musterschule zu Frankfurt a. M.

Kletke Hermann, geb. 13. März 1813 zu Breslau, † 2. Mai *1886 daselbst.* Er studierte Philologie und lebte seit 1837 als

Schriftsteller in Berlin. Von 1849 ab war er Mitherausgeber, von 1867—1880 Hauptleiter der Vossischen Zeitung.

Kopisch August, geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, † 6. Februar 1853 zu Berlin. (Näheres MG. II.)

Krummacher Friedrich Adolf, geb. 13. Juli 1767 zu Tecklenburg, † 4. April 1845 zu Bremen. (Näheres MG. II.)

Lichtwer Magnus Gottfried, geb. 30. Januar 1719 zu Wurzen, † 6. Juli 1783 zu Halberstadt. Er studierte Jurisprudenz und bekleidete in Halberstadt verschiedene Ämter; er ist einer der bekanntesten Fabeldichter des vorigen Jahrhunderts.

Löwenstein Rudolf, geb. 20. Februar 1819 zu Breslau, † 5. Januar 1891 zu Berlin. Er studierte Philologie und war anfänglich als Lehrer und Litterat in Berlin thätig. 1848 ward er Mitbegründer des „Kladderadatsch", dessen Herausgeber er lange Jahre hindurch gewesen ist.

von Meyer Johann Friedrich, geb. 12. September 1772 zu Frankfurt a. M., † 28. Januar 1849 daselbst. Er studierte Jurisprudenz und entfaltete in seiner Vaterstadt vielseitige Thätigkeit als Senator, Bürgermeister u. s. w. Berühmt ist seine berichtigte Bibelübersetzung. Seine religiösen Gedichte erschienen unter dem Titel „Hesperiden".

Müller Wilhelm, geb. 7. Oktober 1794 zu Dessau, † 30. September 1827 daselbst. (Näheres MG. III.)

Pfeffel Gottlieb Konrad, geb. 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß, † 1. Mai 1809 daselbst. Er studierte Jurisprudenz; seit dem Jahre 1757 erblindet, gründete er in seiner Vaterstadt ein Erziehungshaus für junge Edelleute. Er wurde 1803 Präsident des evangelischen Konsistoriums in Kolmar. Seine dichterische Thätigkeit war hauptsächlich auf das Gebiet der Fabel beschränkt.

Reinick Robert, geb. 22. Februar 1805 zu Danzig, † 7. Februar 1852 zu Dresden. (Näheres MG. II.)

Rückert Friedrich, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, † 31. Januar 1866 zu Neuseß. (Näheres MG. III.)

von Schiller Friedrich, geb. 10. November 1759 zu Marbach am Neckar, † 9. Mai 1805 zu Weimar. (Näheres MG. III.)

Sturm Julius Karl Reinhold, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz (Reuß). † 2. Mai 1896 zu Köstritz. Er hat eine große Anzahl meist frommer Lieder veröffentlicht.

Uhland Ludwig, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, † 13. November 1862 daselbst. (Näheres MG. III.)

Register I.

	Seite
*Alle Vögel sind schon da	46
Auf einer großen Weide gehen	78
*Aufgepaßt und hingesetzt	58
Auf hoher Alp	55
*Aus dem Himmel ferne	39
*Bald ist es wieder Nacht	39
*Bäuerlein, Bäuerlein: Tiktiktak	33
Bei einem Wirte, wundermild	80
*Bruder Jakob, schläfst du noch	89
Burg Niedeck ist im Elsaß	4
*Das Kätzlein sitzt und stutzt sich	8
Das Männlein ging spazieren	73
Das Meer ist tief, das Meer ist weit	44
Das neue Haus ist aufgericht	81
Das Wandern ist des Müllers Lust	62
Dem Winter wird der Tag zu lang	45
Denk an! das Büblein ist einmal	71
Der alte Barbarossa	77
Der Bakel war der faulste Mann	28
Der Bauer steht vor seinem Feld	79
*Der Frosch sitzt in dem Rohre	11
*Der Has, der Has, der Osterhas	13
*Der Herr, der schickt den Jockel aus	91
*Der Mond, der scheint	93
Der Peter will nicht länger bleiben	15
Der Sonntag ist da	54
Der Winter ist ein rechter Mann	6
Die Elfen sitzen im Felsenschacht	75
*Die Enten lernen schnattern	56
Die Luft weht schneidend scharf	19
Die Pappel spricht zum Bäumchen	21
Die schönste Zeit	41
Du hast zwei Ohren und einen Mund	77
Du lieber, heilger, frommer Christ	1
Ein guter, dummer Bauernknabe	23
*Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee	2
Ein Kirchlein steht im Blauen	50
Ein Mägdlein an des Felsen Rand	53
*Ein scheckiges Pferd	49
Ein schlauer Sperling haschte sich	62

Seite
Epheu, Epheu, Immergrün 55
Es blieben einst drei Kinder stehn 25
Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch 80
Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald 69
*Es ist kein Mäuschen so jung und klein 39
Es kamen grüne Vögelein 68
*Es regnet 19
*Es steht eine Mühl im Wiesengrund 11
Es steht im Meer ein Felsen 61
*Es stieg ein Herr zu Rosse 90
Es war ein Kind, das wollte nie 29
Es wohnt ein Müller sorgenfrei 7
Es wollt ein Vogel Hochzeit machen 95
Fern und nah 59
Frau Bertha saß in der Felsenkluft 83
*Frau Gans, das Wetter ist so schön 38
*Frau Schwalbe ist 'ne Schwätzerin 10
Frühling sprach zu der Nachtigall 46
Gar emsig bei den Büchern 66
*Gefroren hat es heuer 31
*Gluck, gluck, gluck! die Henne ruft 9
Gott grüße dich, kein andrer Gruß 79
Großväterchen, es schneit so sehr 60
*Guten Abend, gute Nacht 96
Hab nichts, mich dran zu freuen 7
Heil Dir im Siegerkranz 34
Heute nach der Schule gehen 67
*Ich bin ein feins Mädchen 31
Ich bin ein Geist und geh herum 52
Ich bin so gar ein armer Mann 86
Ich bin verdrießlich 2
Ich ging im Walde 30
Ich hatt einen Kameraden 83
*Ich kenn ein Fäßlein, klein und zart 12
Im Baum, im grünen Blättchen 65
Im Walde möcht ich leben 47
In unsers Vaters Garten 49
Jung Siegfried war ein stolzer Knab 82
Kein Tierlein ist auf Erden 3
*Klaus ist in den Wald gegangen 32
*Knabe, ich bitt dich, so sehr ich kann 36
Kuckuck hat sich zu Tod gefallen 95
Laß uns, sprach ein Bach zum andern 21

Seite
*Lerche, wie früh schon fliegest du 34
*Mäuschen, was schleppst du dort 36
Mit dem Pfeil, dem Bogen 77
Morgenrot 38
Müde bin ich, geh zur Ruh 34
Nun reibet euch die Äuglein wach 55
Ochs und Esel zankten sich 67
O, du fröhliche 23
*O Frühlingszeit! o Frühlingszeit! 50
O, wie ist es kalt geworden 41
*Pferdchen, du hast die Krippe voll 35
Rate, was ich hab vernommen 87
*Ringel, Ringel, Reihe 97
Sah ein Knab ein Röslein stehn 34
*Schmetterling, kleines Ding 30
Siehst du dort die goldnen Sterne 17
*Sonne hat sich müd gelaufen 64
*Spannenlanger Hansel 94
*Spinn, Mägdlein, spinn 94
*Still, still, still 18
Tier und Menschen schliefen feste 56
*Trauben, die eß ich gern 48
Vögelein, Vögelein 51
*Vöglein im hohen Baum 44
*Vom Schlaf bin ich gesund erwacht 8
Von ungefähr muß einen Blinden 22
Ward ein Blümchen mir geschenket 48
*Was ist das für ein Bettelmann 35
Was kann schöner sein 20
*Weißt du, wie viel Sterne stehen 43
Wer erschlug den Hahn Gockel 74
*Wer hat die schönsten Schäfchen 47
*Wer hat hier die Milch genascht 38
Wer klappert am Dache, mein Kindlein, horch, horch . . 60
*Wer will unter die Soldaten 32
Wie oft weiß nicht ein Narr 23
Wie ruhest du so stille 54
Wie viel Körnlein Sand im Meer 96
Wir Vögel habens wahrlich gut 47
Wo wohnt der liebe Gott 42
Zur Schmiede ging ein junger Held 82
Zwei Augen hab ich klar und hell 40
**Zwei weiche* Stieflein hab ich an 50

Register II.

Zusammenstellung gleichartiger Gedichte.

A. Nach dem Inhalt.

I. Die Natur.

1. Die Natur im allgemeinen.
20 Enslin, Es regnet. — 72 Kletke, Jahreszeiten.

2. Frühling. (Vgl. auch Nr. 9, 10.)
60-62 Hoffmann, Winters Flucht; Frühlingsball; Frühlings Ankunft.

3. Sommer. (Vgl. auch Nr. 6—12.)
76 Krummacher, Sonntagslied im Sommer.

4. Herbst. (Vergl. auch Nr. 9 und 10.)
67, 69 Hoffmann, Trauben; Der Blümlein Antwort. — 85 Löwenstein, Der Vöglein Abschied. — 92 Reinick, Vom schlafenden Apfel. — 107 Uhland, Einkehr.

5. Winter; Weihnachtsfest.
1 Arndt, Gebet eines Knaben an den heiligen Christ. — 6 Claudius, Ein Lied hinterm Ofen. — 19 Enslin, Weihnachtsliedchen. — 22 Falk, Allerdreifeiertagslied. — 35 Güll, Vom Büblein auf dem Eis. — 54 Hey, Weihnachten. — 59 Hoffmann, Sehnsucht nach dem Frühling. — 77, 78 Krummacher, Winterlied; Das Lied vom Wintergrün. — 86 Löwenstein, Der erste Schnee. — 116 Volkstümlich, Bruder Jakob.

6. Morgen.
9 Dieffenbach, Morgengebet. — 74. Kopisch, Hütchen. — 86 Löwenstein, Guten Morgen.

7. Abend; Nacht.
17 Dieffenbach, Die Sterne. — 41 Henfel, Nachtgebet. — 50 Hey, Abendgebet. — 65 Hoffmann, Das Lied vom Monde. — 71 Kletke, Der Sandmann. — 91 Reinick, Wiegenlied. — 119, 125 Volkstümlich, Ammenuhr; Gute Nacht, mein Kind.

8. Heimat; Heimweh; Abschied; Wanderschaft.
88 Müller, Müllers Wanderschaft.

9. Die Tierwelt. (Vgl. auch Nr. 24.)
3 Bertuch, Das Lämmchen. — 10, 11, 12, 14, 16 Dieffenbach, Aus dem Hofe; Die Henne und ihre Küchlein; Frau Schwalbe; Der Frosch; Der Osterhas. — 37, 38 Güll, Vom listigen Grasmücklein; Finklein und Bäuerlein. — 42-49 Hey, Rabe; Vogel; Wandersmann und Lerche; Knabe und Schmetterling; Pferd und Sperling; Mäuschen; Pudel; Fuchs und Gans. — 52, 57 Hey, Gott sorgt; Vöglein im hohen Baum. — 61, 62, 64 Hoffmann, Frühlingsball; Frühlings Ankunft; Lied der Vögel. — 73 Kletke, Vögleins Reise. — 81, 85 Löwenstein, Was die Tiere alles lernen; Der Vöglein Abschied. — 99 Rückert, Hahn Gockels Leichenbegängnis. — 108 Uhland, der weiße Hirsch. — 123, 124 Volkstümlich, Kuckuck; Vogelhochzeit.

10. Die Pflanzenwelt; Der Wald. (Vgl. auch Nr. 2-5.)
29 Görres, Die Kinder im Walde. — 32, 33 Göthe, Gefunden; Heidenröslein. — 28 Hebel, Der Kirschbaum. — 63, 66, 67, 69 Hoffmann, Im Walde; Von meinem Blümchen; Trauben; Der Blümlein Antwort. — 75 Krummacher, Erdbeerliedchen. — 92 Reinick, Vom schlafenden Apfel. — 95, 96 Rückert, Die grünen Sommervögel; Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt. — 107 Uhland, Einkehr.

11. Luft und Berge.
79 Krummacher, Das Alpenlied.

12. Wasser.
13 Dieffenbach, Der Müller. — 25 Fröhlich, Die Jünglinge.

13. Meer.
58 Hey, Das Meer.

II. Deutschland.

14. Lob deutscher Art. Siehe MG. II.

15. Der Rhein in Natur, Sage und Geschichte.
5 Chamisso, Das Riesenspielzeug.

16. Deutsche Geschichte. (Vgl. auch Nr. 15.)
8 Curtman, Der König und der Müller. — 39 Harries, Heil dir im Siegerkranz.

17. Die Jahre 1813 und 1870. S. MG. II.

III. Die Ferne.

18. Aus fernen Landen. S. MG. II.

19. Aus fernen Zeiten. S. MG. II.

IV. Menschenleben.

20. Schilderungen aus dem Menschenleben im allgemeinen. (Vgl. auch Nr. 8; 34; 38.)

2 Bechstein, Der Verdrießliche. — 13 Dieffenbach, Der Müller. — 23 Falk, Hirtengesang. — 29 Görres, Die Kinder im Walde. — 34, 35, 36 Güll, Für kleine Mädchen; Vom Büblein auf dem Eis; Rekrut. — 40 Hauff, Reiters Morgengesang. — 68 Hoffmann, Soldatenlied. — 83, 84 Löwenstein, Der kleine Schulmeister; Ferienlied. — 92, 93, 94 Reinick, Vom schlafenden Apfel; Versuchung; Der Faule. — 103 Schiller, Der Schütz. — 106 Sturm, Der Bauer und sein Kind. — 109, 110, 112, 114 Uhland, Zimmerspruch; Das Schwert; Der gute Kamerad; Lied eines Armen.

21. Lebensweisheit und Gottvertrauen. (Vgl. auch Nr. 37 und 42.)

1 Arndt, Gebet eines Knaben an den heiligen Christ. — 4 Brentano, Herr Gott, du sollst gelobet sein. — 9, 17 Dieffenbach, Morgengebet; Die Sterne. — 41 Hensel, Nachtgebet. — 50-56, 58 Hey, Abendgebet; Vom Vater im Himmel; Gott sorgt; Was ich alles habe; Weihnachten; Wo wohnt der liebe Gott; Weißt du, wieviel Sterne stehen; Das Meer. — 70 Kilzer, Das Kirchlein. — 79 Krummacher, Das Alpenlied. — 87 Meyer, Gottes Treue. — 102 Rückert, Drei Paare und Einer. — 105 Sturm, Gott grüße dich. — 126 Volkstümlich, Wie oft Gott zu danken sei.

22. Tod und Grab.

112 Uhland, Der gute Kamerad.

23. Poesie; Geschichte deutscher Dichtung. S. MG. III.

B. Nach Gattungen der Dichtkunst.

I. Didaktische Poesie.

24. Fabel.

3 Bertuch, Das Lämmchen. — 7 Claudius, Der Esel. — 24, 25 Fröhlich, Ellengröße; Die Jünglinge.

— 26 Gellert, Der Blinde und der Lahme. — 42-49 Hey, Rabe; Vogel; Wandersmann und Lerche; Knabe und Schmetterling; Pferd und Sperling; Mäuschen; Pudel; Fuchs und Gans. — 80 Lichtwer, Die Katzen und der Hausherr. — 89, 90 Pfeffel, Die Stufenleiter; Der Ochs und der Esel.

25. Parabel. S. MG. II.

26. Paramythie. S. MG. II.

27. Allegorie.

32, 33 Göthe, Gefunden; Heidenröslein.

28. Rätsel*).

15 Dieffenbach, Rätsel. — 100 Rückert, Die Rätsel der Elfen. — 104 Schiller, Rätsel. — 115 Volksrätsel.

II. Epische Poesie.

29. Märchen.

31 Göthe, Die wandelnde Glocke. — 96, 97, 98 Rückert, Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt; Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen; Das Männlein in der Gans.

30. Sage.

5 Chamisso, Das Riesenspielzeug. — 74 Kopisch, Hütchen. — 101 Rückert, Barbaroffa. — 111, 113 Uhland, Siegfrieds Schwert; Klein Roland.

31. Legende.

21 Enslin, Sankt Martin.

32. Ballade und Romanze.

110, 113 Uhland, Das Schwert; Klein Roland.

33. Poetische Erzählung. S. MG. II.

34. Launige Erzählung; Schwank.

18 Eberhard, Der Peter in der Fremde. — 27, 28 Gellert, Der grüne Esel; Der Bauer und sein Sohn. — 30 Görres, Der faule Bakel. — 31 Göthe, Die

---

*) Auflösung dieser Rätsel: Alphabet. Also. Augen. Biene. Brief. Buchstabe r. Ei. Ei. Ei. Feuer. Hagebutte. Kette. Kirsche. Kissenzipfel. Monate. Mund. Nähnadel. Regenbogen. Säge. Sarg. Schatten. Schnee und Sonne. Schnürriemen. Sternhimmel. Uhr. Vater, Sohn und Enkel. Vielleicht. Wagenräder. Wegweiser. Zähne. Zehn Finger hab ich, an *jeder Hand fünf, und zwanzig* an Händen und Füßen. Zwiebel.

wandelnde Glocke. — 80 Lichtwer, Die Katzen und der Hausherr. — 108 Uhland, Der weiße Hirsch. — 117, 118 Volkstümlich, Vom Reitersmann; Jockel.

35. Idyll. S. MG. II.

36. Epische Rhapsodie. S. MG. II.

III. Lyrische Poesie.

37. Geistliches Lied.
22, 23 Falk, Allerdreifeiertagslied; Hirtengesang. — 41 Hensel, Nachtgebet. — 51, 54, 56 Hey, Vom Vater im Himmel; Weihnachten; Weißt du, wieviel Sterne stehen. — 87 Meyer, Gottes Treue.

38. Volkslied und Volkstümliches.
115-126 Rätsel; Bruder Jakob; Vom Reitersmann; Jockel; Die Glocke schlägt; Ringelreihen; Hansel und Gretel; Sprüche; Kuckuck; Vogelhochzeit; Gute Nacht; Wie oft Gott zu danken sei.

39. Ode. S. MG. II.

40. Hymne.
39 Harries, Heil dir im Siegerkranz.

41. Elegie. S. MG. II.

42. Epigramm, Spruch. (Vgl. auch Nr. 21.)
9 Dieffenbach, Morgengebet. — 102 Rückert, Drei Paare und Einer. — 105 Sturm, Gott grüße dich. — 109 Uhland, Zimmerspruch.

43. Epistel. S. MG. III.

C. Nach Formen der Dichtung.

I. Nationale Formen.

44. Kurze Reimpaare.
1 Arndt, Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ. — 9 Dieffenbach, Morgengebet. — 26 Gellert, Der Blinde und der Lahme. — 29 Görres, Die Kinder im Walde. — 37, 38 Güll, Vom listigen Grasmücklein; Finklein und Bäuerlein. — 41 Hensel, Nachtgebet. — 52, 53, 54, 58 Hey, Gott sorgt; Was ich alles habe; Weihnachten; Das Meer. — 60, 66 Hoffmann, Winters Flucht; Von meinem Blümchen. — 71 Kletke, Der Sandmann. — 82, 85 Löwenstein,

Guten Morgen; Der Vöglein Abschied. — 108-111 Uhland, Der weiße Hirsch; Zimmerspruch; Das Schwert; Siegfrieds Schwert. — 126 Volkstümlich, Wie oft Gott zu danken sei.

45. Nibelungenstrophe; Hildebrandston.

4 Brentano, Herr Gott, du sollst gelobet sein. — 5 Chamisso, Das Riesenspielzeug. — 14 Dieffenbach, Der Frosch. — 63, 65, 69 Hoffmann, Im Walde; Lied vom Monde; Der Blümlein Antwort. — 70 Kilzer, Das Kirchlein. — 101 Rückert, Barbarossa

46 Mundartliches. S. MG. II.

II. Fremde Formen.

47. 48. S. MG. II.

49. Französische Form (Alexandriner).

21 Enslin, Sankt Martin.

Musterprosa.

Zum Schulgebrauch

ausgewählt von

Karl Hessel.

I. Teil.

Ein Lesebuch für die 8. und 7. Klasse höherer Mädchenschulen, nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894.

Dritte Auflage.

Bonn,
Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner).
1897.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Vorbemerkung.

An dem vorliegenden ersten Teile der Musterprosa sind in dieser Auflage nur unbedeutende Änderungen vorgenommen worden. Wie aus Register II hervorgeht, sind je drei Stücke aus Teil II (bisher II_1) und Teil III (bisher II_2) in diesen ersten Teil herübergenommen worden, wofür sie sich mehr eigneten; dafür sind einige weniger mustergültige Nummern ausgefallen. Nur ein kleines Stück ist völlig neu. Für diejenigen, die etwa Stücke vermissen, wie das Märchen von den Sternthalern, vom Kätzchen und den Stricknadeln und derlei, bemerke ich, daß diese Sachen nebst zahlreichen Kinderliedern und Reimsprüchen in der Fibel von Hessel und Böttner zu finden sind (2. Aufl., Bonn, Weber, 1890), deren zweite Hälfte als Vorstufe zu vorliegendem Lesebuch zu betrachten ist.

Koblenz, Februar 1897.

Dr. Karl Hessel.

Erläuterungen findet man bei Dietlein und Polack (DP), Aus deutschen Lesebüchern, Gera, Hofmann, Bd. 1—3, 1897, 1896, 1893; Kellner (K), Praktischer Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht, Erfurt, 1862; Lüben und Nacke (LN), Einführung in die deutsche Litteratur, Leipzig, 1882—83; Otto, Das deutsche Lesebuch, Erfurt, 1846, und zwar von folgenden Stücken:

Nr.
10: DP 1, 47.
12: DP 1, 246.
31: DP 1, 451.
36: DP 3, 496.
37: DP 1, 406.
38: DP 3, 513.
36—39: LN 3, 284—287.
45: DP 1, 430; LN 3, 51.
46: DP 1, 375.
47: DP 1, 442; LN 3, 60.
48: DP 2, 68.
51: DP 2, 293.
54: DP 2, 68; Otto 104.
57: LN 3, 54; Otto 89.
62: DP 1, 228; 62: K 1, 121.
63: Otto 49; K 1, 126.
64: K 2, 37.

Nr.
65: K 2, 45.
66: K 2, 58.
67: K 2, 67.
73: DP 1, 267; Otto 2.
78: DP 1, 189.
81: DP 1, 336.
82: DP 1, 324.
84: DP 2, 7.
91: DP 1, 87.
92: DP 1, 301.
94: DP 1, 348.
98: DP 1, 468.
102: DP 1, 370.
103: DP 1, 49.
104: DP 1, 104.
123: Otto 28

Verwandte Stoffe im Französischen und Englischen vgl. man bei Kühn (K), Französisches Lesebuch, Unterstufe, 6. Aufl. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1897, und Vietor u. Dörr (VD), Englisches Lesebuch, Unterstufe, 4. Aufl., Leipzig, Teubner, 1895, und zwar an folgenden Stellen:

19: VD S. 210 Three Children.
7: VD S. 186 Whittington.
29: VD S. 166 The three little Pigs.
30: K Nr. 59: Le petit Chaperon rouge.
35: K Nr. 71: L'âne et ses compagnons.
„ : VD S. 177 How Jack went to seek his Fortune.
42: VD S. 173, 175: Mr. Vinegar; Lazy Jack.
44: VD S. 163 The three Bears.
48: K Nr. 42: Anecdotes de Henri IV.
64—67: VD S. 211 The Seasons.
126: VD S. 11 The Wonderful Pudding.

Ludwig Bechstein.

*1. Gott überall.

Es waren ein paar Geschwister, hießen Görgel und Lieschen, seelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hause; ihre Eltern waren über Feld gegangen und trugen Körbe, die sie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Stadt. Zwar hatten die guten Eltern ihren Kindern, Görgel und Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brot gegeben, davon sie sich diesen Tag über nähren sollten, allein bald hatte Görgel seines aufgezehrt und verspürte noch Eßlust, hatte aber nichts mehr zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brot, doch auch dieses sättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an, mit schelmischen Schmeichelworten zu seinem jüngern Schwesterchen zu reden: „Komm, lieb Lieschen, wir wollen ein wenig von dem süßen Rübensaft naschen, den die Mutter draußen im Schranke aufbewahrt, es ist ein großer Topf voll, sie bemerkt es gewiß nicht, und es siehts ja auch gar niemand.“ Aber Lieschen sprach: „Ei, du bist sehr böse, Görgel, wenn du das thust; siehst du nicht die Sonnenstrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott hineinscheinen, und der siehts auch, wenn wir naschen.“ Da sprach Görgel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter schöne Birnen liegen hat, davon wollen wir essen, dort ist kein Fenster, kann die Sonne nicht hineinscheinen, und dort sieht uns also der liebe Gott auch nicht.“

Lieschen weigerte sich anfangs, endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenstrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigentümlich über den Birnen, als wenn sie darauf tanzten,

und Lieschen sprach wieder: „O Görgel, auch hier sieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naschen.“ Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Görgel etwas bei, was er gleich aussprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm stehen, und drunten ists ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinsehen; komm, laß uns hinuntergehen, Lieschen, komm, geschwind, geschwind!“ — Görgel faßte sein zögerndes Schwesterchen fest an der Hand und zog es schnell mit sich fort, hinunter in den Keller, wo er sorgfältig die Thüre von innen zumachte, daß kein Tag hinein scheine und es der liebe Gott nicht sähe, wenn sie von dem Rahm naschten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen sah, daß durch eine Mauerspalte die liebe Sonne herein schien und gerade auf das Rahmtöpfchen, da erschrak das gute Lieschen und ging eilig wieder hinauf in die Stube. Görgel aber blieb, verstopfte ärgerlich die Spalte mit Moos und fing an, von dem Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schlecken war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein schwarzer Mann stieg aus einer Ecke des Kellers, schritt auf Görgeln zu und setzte sich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, so daß der Görgel vor Angst keinen Finger regen konnte, und daß er ganz still sitzen bleiben mußte.

Indessen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm nebst vielen schönen Spielsachen und Kleidern auch Zuckerküchlein und süße Milch gebracht und hatte so lange mit Lieschen gespielt, bis dessen Eltern zurückkamen, die mit großer Freude die schönen Sachen betrachteten. Als dieselben nach dem Görgel fragten, erschrak Lieschen, denn sie hatte über die schönen Geschenke von dem Engelskindlein ganz vergessen, daß ihr Bruder im Keller geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der ist ja noch im Keller, wir wollen ihn geschwind holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen.“ Alle gingen schnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und siehe, da saß Görgel noch ganz starr und hielt

den Rahmtopf in der Hand. Und wie er das Geräusch hörte und seine Mutter sah, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halbgeleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seine wohlverdienten Plätzer.

Der Görgel hat aber in seinem ganzen Leben nicht wieder genascht, und wenn später manchmal andre ihn zu etwas Bösem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht scheuen, so sagte er immer: „Ich thus nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Überall siehts, Gott behüte mich!" — Und ist ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

*2. Das Märchen vom Mann im Monde.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagsmorgen in den Wald, haute sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Tiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot: du sollst den Feiertag heiligen?" Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?"

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!" sprach der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwert ist, so sollst du fürder ewigen Mondtag haben und im Mond stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!"

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

*3. Vom Hühnchen und Hähnchen.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die gingen mit einander auf den Nußberg und suchten sich Nüßchen. Das Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Wenn du ein Nüßchen findest, iß es ja nicht allein, gib mir die Hälfte davon, sonst erwürgst du.“ Aber das Hühnchen hatte ein Nüßchen gefunden und es allein gegessen, und der Kern war in seinem Hälschen stecken geblieben, daß es im Erwürgen war und ängstlich rief: „Hähnchen, Hähnchen, hol mir geschwind ein wenig Brunnen, ich erwürge sonst!“ Da lief das Hähnchen flugs zum Brunnen und sprach: „Brunn, Brunn, gib mir Brunn, daß ich den Brunn meinem Hühnchen geb, es liegt oben auf dem Nußberg und will ersticken.“ Und der Brunnen sprach: „Erst geh hin zur Braut, und hole mir den Kranz!“ Da lief das Hähnchen hin zur Braut und sprach: „Braut, Braut, gib mir den Kranz, daß ich den Kranz dem Brunnen geb, daß mir der Brunnen Brunnen gibt, daß ich den Brunnen meinem Hühnchen geb, es liegt oben auf dem Nußberge und will erwürgen.“ Aber die Braut sprach: „Erst geh hin zum Schuster, und hole mir mein Schuhe!“ Und wie das Hähnchen zum Schuster kam, sprach dieser: „Erst geh hin zur Sau, und hole mir Schmeer!“ Und die Sau sprach: „Erst geh hin zur Kuh, und hole mir Milch!“ Und die Kuh sprach: „Erst geh hin zur Wiese, und hole mir Gras!“ — Wie nun das Hähnchen zur Wiese kam und sie um Gras bat, war diese gütig und gab ihm viele Blumen und Gras, diese gab geschwinde das Hähnchen der Kuh und erhielt Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von seinem Fett her, und damit schmierte der Schuster sein Leder und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denselben dem Brunnen, und dieser sprudelte sogleich sein klares Wasser heraus und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im schnellen Lauf kehrte nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war dasselbe unterdessen erwürgt. Da kikerikite das Hähnchen vor *Schmerz* hell auf, das hörten alle Tiere in der Nachbarschaft,

die liefen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten sechs Mäuselein einen Trauerwagen, darauf legten sie das tote Hühnchen und spannten sich davor und zogen den Wagen fort. Wie sie nun, das Hähnchen, das tote Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, so auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willst du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange tot war, und begrubs in seinem Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: „So wünsch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu sein.“ — „So soll es sein!“ sprach der Fuchs und fraß das Hähnchen, daß es zu seinem Hühnchen kam. Da weinten die Mäuselein um das Hähnchen, und da dachte der Fuchs, sie wollten auch tot sein, und schlang sie hinunter. Weil aber die Mäuselein an den Wagen gespannt waren, so schlang er auch den Wagen mit hinunter, und da stieß ihm der Deichsel das Herz ab, daß er längelang hinfiel und alle viere von sich streckte. Da flog ein Vöglein auf einen Lindenzweig und sang: „Fuchs ist mausetot! Fuchs ist mausetot!“

4. Das Märchen vom Schlaraffenland.

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, dahin würde mancher auswandern, wüßte er, wo selbes läge und eine gute Schiffsgelegenheit. Diese schöne Gegend heißt Schlaraffenland, da sind die Häuser gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände sind von Lebzelten und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Dukaten kauft, kostet dort nur einen Pfennig; um jedes Haus steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von baierischen Würsteln, die sind teils auf dem Rost gebraten, teils frisch gesotten, je nachdem sie einer so oder so gern ißt. Alle Brunnen sind voll Malvasier und andere süße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur so in das Maul hinein, wenn man es an die Röhren hält. Wer also gern solche Weine trinkt, der eile sich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden, da wachsen die Semmeln frischgebacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in diese

fallen die Semmeln hinein und weichen sich selbst ein für die, so sie gern einbrocken; das ist etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Gretel, holla Steffel! wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen!

Die Fische schwimmen in dem Schlaraffenlande obendrauf auf dem Wasser, sind auch schon gebacken oder gesotten und schwimmen ganz nahe am Gestade; wenn aber einer gar zu faul ist und ein ächter Schlaraff, der darf nur rufen: bst! bst! — so kommen die Fische auch heraus aufs Land spaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er sich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herum fliegen, Gänse und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krammetsvögel, und wem es zu viel Mühe macht, die Hand darnach auszustrecken, dem fliegen sie schnurstracks ins Maul hinein. Die Spanferkel geraten dort alle Jahre überaus trefflich; sie laufen gebraten umher, und jedes trägt ein Transchiermesser im Rücken, damit, wer da will, sich ein frisches, saftiges Stück abschneiden kann.

Die Käse wachsen in dem Schlaraffenland wie Steine, groß und klein; die Steine selbst sind lauter Taubenkröpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleischpastetchen. Im Winter, wenn es regnet, so regnet es lauter Honig in süßen Tropfen, da kann einer lecken und schlecken, daß es eine Lust ist; und wenn es schneit, so schneit es klaren Zucker; und wenn es hagelt, so hagelt es Würfelzucker, untermischt mit Feigen, Rosinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland legen die Rosse Eier, große Körbe voll und ganze Haufen, so daß man tausend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen schütteln, wie Kästen (Kastanien). Jeder mag sich das beste herunterschütteln und das minder werte liegen lassen.

In dem Lande hat es auch große Wälder, da wachsen im Buschwerk und auf Bäumen die schönsten Kleider: Röcke, Mäntel, Hosen und Wämser von allen Farben, schwarz, grün, gelb, blau *oder rot, und* wer ein neues Gewand braucht, der geht in den

Wald und wirft es mit einem Stein herunter, oder schießt mit dem Bolzen hinauf. In der Heide wachsen schöne Damenkleider von Samt, Atlas, Taft, Nanking u. s. w. Das Gras besteht von Bändern von allen Farben. Die Wacholderstöcke tragen Broschen und goldene Nadeln, und ihre Beeren sind nicht schwarz, sondern echte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren, auf den Stauden wachsen Stiefel und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte und allerlei Kopfputz, mit Paradiesvögeln, Kolibris, Perlen, Schmelz und Goldborden verziert.

Auch für die Schlafsäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, ist jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein und jedes Gähnen einen Doppelthaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt sein Geld wieder in die Tasche. Die Trinker haben den besten Wein umsonst und von jedem Trunk drei Batzen Lohn. Wer die Leute am besten necken und aufziehen kann, bekommt einen Gulden. Keiner darf etwas umsonst thun, und wer die größte Lüge macht, der hat allemal eine Krone dafür. Wer dort ein gelehrter Mann sein will, muß auf einen Grobian studiert haben. Auch muß er dabei faul und gefräßig sein, das sind drei schöne Künste. Ich kenne einen, der kann alle Tage Professor werden.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böses läßt, dem ist jedermann dort abhold, und er wird Schlaraffenlandes verwiesen. Aber wer tölpisch ist, gar nichts kann, und doch voll dummen Dünkels, der ist dort als ein Edelmann angesehen. Wer nichts kann, als schlafen, essen, trinken, tanzen und spielen, der wird zum Grafen ernannt. Der aber, welchen das allgemeine Stimmrecht als den faulsten und zu allem Guten untauglichsten erkannt, der wird König über das ganze Land.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenschaft. Wer sich also aufthun und dorthin eine Reise machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer ist gut dazu, denn er sagt ihm gewiß keinen falschen Weg. Um das ganze Land herum ist aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein will oder heraus, muß sich da erst überzwerch durchfressen.

5. Der Hase und der Fuchs.

Ein Hase und ein Fuchs reisten beide mit einander. Es war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kroch weder Maus noch Laus. „Das ist ein hungriges Wetter," sprach der Fuchs zum Hasen, „mir schnurren alle Gedärme zusammen." — „Ja wohl," antwortete der Hase, „es ist überall Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel fressen, wenn ich damit ins Maul langen könnte."

So hungrig trabten sie mit einander fort. Da sahen sie von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Handkorb, und aus dem Korbe kam dem Fuchs und dem Hasen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln. „Weißt du was!" sprach der Fuchs, „lege dich hin der Länge lang, und stelle dich tot! Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Hasenbälge geben Handschuhe; derweilen erwische ich den Semmelkorb, uns zum Troste."

Der Hase that nach des Fuchsen Rat, fiel hin und stellte sich tot, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte sich nach dem Hasen. Jetzt wischte der Fuchs hervor, erschnappte den Korb und strich damit querfeldein, gleich war der Hase lebendig und folgte eilend seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu teilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte. Das vermerkte der Hase sehr übel. Als sie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, sprach der Hase zum Fuchs: „Wie wär es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrot, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Eile aber, ehe der Weiher zufriert."

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging an den Weiher, der *eben zufrieren* wollte, und hing seinen Schwanz hinein, und eine

kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest angefroren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Semmeln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach der andern, und sagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es auftaut, warte nur bis ins Frühjahr, warte nur, bis es auftaut!“ und lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böser Hund an der Kette.

6. Hänsel und Gretel.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in einer dürftigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänsel und Gretel, und wie sie so heranwuchsen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brot. Auch wurde die Zeit immer schwerer und alle Nahrung teurer, das machte den beiden Eltern große Sorge. Eines Abends, als sie ihr hartes Lager gesucht hatten, seufzte der Mann: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt und wir für uns selbst nichts haben!“ Und da erwiderte die Mutter: „Keinen andern Rat weiß ich, als daß du sie in den Wald führst, je eher je lieber, gibst jedem noch ein Stücklein Brot, machst ihnen ein Feuer an, befiehlst sie dem lieben Gott und gehst hinweg.“

„O, lieber Gott! wie soll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?“ fragte der Holzhauer bekümmert. „Nun wohl, so laß es bleiben!“ fuhr die Frau böse heraus: „so kannst du eine Totenlade für uns alle vier zimmern und die Kinder Hungers sterben sehen!“ Die zwei Kinder, welche der Hunger in ihrem Moosbettchen noch wach erhielt, hörten mit an, was die Mutter und der Vater mit einander sprachen, und das Schwesterlein begann zu weinen, Hänsel aber tröstete es und sprach: „Weine nicht, Gretel, ich helfe uns schon!“ wartete, bis die Alten schliefen, wischte aus der Hütte, suchte im Mondschein weiße Steinchen, verbarg sie wohl und schlich wieder herein, worauf er und das Schwesterchen bald entschlummerten.

Am Morgen geschah nun, was die Eltern vorher besprochen. Die Mutter reichte jedem Kind ein Stück Brot und sagte: „Das

ist für heute alles; haltets zu rate!" Gretel trug das Brot, Hänsel trug heimlich seine Steinchen, der Vater hatte seine Holzaxt im Arm, die Mutter schloß das Haus zu und folgte mit einem Wasserkruge nach. Hänsel machte sich hinter die Mutter, so daß er der letzte war auf dem Wege, guckte oft zurück nach dem Häuschen, und wie er es nicht sah, ließ er gleich ein weißes Steinchen fallen, nach ein paar Schritten wieder eins, und so immer fort.

Nun waren alle mitten in dem tiefen Walde, und da machte der Vater ein Feuer an, wozu die Kinder des Reisigs viel herbeitrugen, und die Mutter sagte zu den Kindern: „Ihr seid wohl müde, jetzt legt euch an das Feuer, und schlaft, indes wir Holz fällen, nachher kommen wir wieder und holen euch ab."

Die Kinder schlummerten ein wenig, und als sie erwachten, stand die Sonne hoch im Mittag, das Feuer war abgebrannt, und da Hänsel und Gretel Hunger hatten, verzehrten sie ihr Stücklein Brot. Wer nicht kam, das waren die Eltern. Und nachher sind die Kinder wieder eingeschlafen, bis es dunkel wurde, da waren sie noch immer allein, und Gretel fing an zu weinen und sich zu fürchten. Hänsel tröstete sie aber und sagte: „Fürchte dich nicht, Schwester, der liebe Gott ist ja bei uns, und bald geht der Mond auf, da gehen wir heim."

Und wirklich ging bald darauf der Mond in voller Pracht auf und leuchtete den Kindern auf den Heimweg und beglänzte die silberweißen Kieselsteine. Hänsel faßte Gretel bei der Hand, und so gingen die Kinder mit einander fort ohne Furcht und ohne Unfall, und wie der frühe Morgen graute, da sahen sie des Vaters Dach durch die Büsche schimmern, kamen an das Waldhäuslein und klopften an. Wie die Mutter die Thür öffnete, erschrak sie ordentlich, als sie die Kinder sah, wußte nicht, ob sie schelten oder sich freuen sollte, der Vater aber freute sich, und so wurden die beiden Kinder wieder mit Gottwillkommen in das Häuslein eingelassen.

Es währte aber nicht lange, so wurde die Sorge aufs neue laut, und jenes Gespräch und der Beschluß, die Kinder in den Wald zu führen und sie dort allein in des Himmels Fürsorge

zu lassen, wiederholten sich. Wieder hörten die Kinder das traurige Gespräch mit an, bekümmerten Herzens, und der kluge Hänsel machte sich vom Lager auf, wollte wieder blanke Steine suchen, aber da war die Thür des Waldhäusleins fest verschlossen, denn die Mutter hatte es gemerkt und darum die Thüre zugemacht. Doch tröstete Hänsel abermals das weinende Schwesterlein und sagte: „Weine nicht, lieb Gretel, der liebe Gott weiß alle Wege, wird uns schon den rechten führen.“

Am andern Morgen in der Frühe mußten alle aufstehen, wieder in den Wald zu wandern, und da empfingen die Kinder wieder Brot, noch kleinere Stücklein wie zuvor, und der Weg ging noch tiefer in den Wald hinein; Hänslein aber zerbröckelte heimlich sein Brot in der Tasche und streute, statt jener Steine, Krümlein auf den Weg, meinte, darnach sich mit dem Schwesterchen wohl zurückzufinden. Und nun geschah alles, wie zuvor auch: ein großes Feuer wurde entzündet, und die Kinder mußten wieder schlafen, und wie sie aufwachten, waren sie allein, und die Eltern kamen nimmer wieder. Und der Mittag kam, und Gretel teilte ihr Stücklein Brot mit Hänsel, weil der seines verstreut in lauter Bröselein auf dem Wege, und dann schliefen sie wieder ein und erwachten abends einsam. Gretel weinte, Hänsel aber war gottgetrost, meinte, den Weg durch die Brotbröselein wohl zu finden, wartete, bis der Mond aufgegangen war, nahm dann die Gretel bei der Hand und sprach zu ihr: „Komm, Schwester, nun gehen wir heim!“

Aber wie Hänsel die Krümlein suchte, war keines mehr da, denn die Waldvögelein hatten alle, alle aufgepickt und sie sich wohl schmecken lassen. Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Wege ab, verirrten sich und waren sehr traurig. Endlich schliefen sie ein auf weichem Moos und erwachten hungrig, wie der Morgen graute; denn sie hatten keinen Bissen Brot mehr und mußten ihren Durst und Hunger nur mit den schönen Waldbeeren stillen, die da und dort standen. Und wie sie so im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, siehe! da kam ein schneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den

Weg zeigen wollte, und sie gingen dem Vöglein fröhlich nach. Mit einem Male sahen sie ein kleines Häuschen, auf dessen Dach das Vöglein flog, es pickte darauf, und wie die Kinder ganz nahe daran waren, konnten sie sich nicht genug freuen und wundern, denn das Häuschen bestand aus Brot, davon waren die Wände, das Dach war mit Eierkuchen gedeckt, und die Fenster waren von durchsichtigen Kandiszuckertafeln. Das war den Kindern recht, sie aßen vom Häusleindach und von einer zerbrochenen Fensterscheibe. Da ließ sich plötzlich drinnen eine Stimme vernehmen, die rief:

„Knusper, knusper, kneischen!
Wer knuspert mir am Häuschen?"

Darauf antworteten die Kinder:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

und aßen weiter, denn sie waren sehr hungrig gewesen, und es schmeckte ihnen ganz vortrefflich.

Da ging die Thür des Häusleins auf, und trat ein steinaltes, krummgebücktes, triefäugiges Mütterlein heraus von nicht geringer Häßlichkeit, Gesicht und Stirne voll Runzeln und inmitten eine große, große Nase. Hatte auch grasgrüne Augen. Die Kinder erschraken nicht wenig, die Alte aber that ganz freundlich und sagte: „Ei, traute Kindlein, kommt doch herein ins Häuschen, kommt doch herein! Da gibts noch viel bessern Kuchen!"

Die Kinder folgten der Alten gerne, und drinnen trug die Alte auch auf, daß es eine Lust war. Da gab es — Herz, was magst du? Biskuit und Marzipan, Zucker und Milch, Äpfel und Nüsse und köstlichen Kuchen. Und während die Kinder immerfort aßen und fröhlich waren, richtete die Alte zwei Bettchen zu von feinen Dunenkissen und lilienweißen Linnen, da hinein brachte sie die Kinder zur Ruhe, die meinten, im Himmel zu sein, beteten einen frommen Abendsegen und entschliefen alsbald.

Es hatte aber mit der Alten ein gar schlimmes Bewenden. Sie war eine böse und garstige Hexe, welche die Kinder fraß,

die sie durch ihr Brot- und Kuchenhäuschen anlockte, nachdem sie sie erst recht fett gefüttert.

Dies hatte sie auch mit Hänsel und Gretel im Sinne. In aller Frühe stand die Alte schon vor dem Bette der noch süß schlafenden Kinder, freute sich über ihren Fang, riß Hänsel aus dem Bette und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänsestall, verstopfte ihm auch, damit er nicht schreie, den Mund. Dann weckte sie die arme Gretel mit Heftigkeit und schrie sie mit rauher Stimme an: „Steh auf, faule Dirne! dein Bruder steckt im Stall, wir müssen ihm ein gutes Essen kochen, daß er fett wird und für mich einen guten Braten gibt!"

Da erschrak die Gretel zum Tode, weinte und schrie; half aber nichts, sie mußte gehorchen und aufstehen, Essen kochen helfen und durfte es selbst nach dem Stalle tragen und mit ihrem eingesperrten Bruder weinen. Sie selbst ward von der Hexe gar gering gehalten. Das dauerte so eine Zeit, während welcher die Alte öfters nach dem Stalle schlich und Hänsel befahl, einen Finger durch das Gitter zu stecken, damit sie fühle, ob er fett werde. Hänsel aber steckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und sie verwunderte sich, daß der Junge trotz dem guten Essen so mager blieb. Endlich war sie das müde und sprach zur Gretel: „Kurz und gut, heute wird er gebraten," und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen stand, da schob sie hernach Brot hinein, damit sie frischbackenes zum Braten habe. Das Gretel wußte seines Herzens keinen Rat, und endlich befahl ihm die alte Hexe, sich auf die Schiebeschaufel zu setzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte sie nur ein bissel in den Ofen schieben, damit die Gretel sehe, ob das Brot braun sei; eigentlich aber wollte sie das arme Mägdlein gleich zuerst darin braten.

Da kam aber das schneeweiße Vöglein geflogen und sang: „Hüt dich, hüt dich, sieh dich für!" Und da gingen der Gretel die Augen auf, daß sie der Alten böse List durchschaute und sagte: „Zeiget mirs zuvor, wie ichs machen muß, dann will ichs thun!" Gleich setzte sich die Alte auf das Ofenbrett, und die Gretel schob am Stiel und schob sie so weit in den Backofen, als der Stiel

lang war, und dann, klapp! schlug sie das eiserne Thürlein vor dem Ofen zu, schob den Riegel vor, und da der Ofen noch erstaunlich heiß war, mußte die alte Hexe drinnen brickeln und braten und elendiglich umkommen zum Lohn ihrer Übelthaten. Gretel aber lief zum Hänsel, ließ den aus dem Gänsestall, und der kam heraus und fiel dem treuen Schwesterchen um den Hals; und sie küßten sich und weinten vor Freude und dankten Gott.

Und da war das weiße Vöglein wieder da und auch viele, viele andere Waldvöglein, die flogen auf das Kuchendach des Häusleins, darauf war ein Nest, und daraus nahm jedes Vöglein ein buntes Steinchen oder eine Perle und trugen sie hin zu den Kindern, und Gretel hielt sein Schürzchen auf, daß es alle die vielen Steinchen fasse. Das schneeweiße Vöglein sang:

„Perlen und Edelstein,
Für die Brotbröselein!"

Da merkten die Kinder, daß die Vöglein dankbar dafür waren, daß Hänsel Brotkrumen auf den Weg gestreut hatte, und nun flog das weiße Vöglein wieder vor ihnen her, daß es ihnen den Weg aus dem Walde zeige. Bald kamen sie an ein mächtiges Wasser, da standen sie ratlos und konnten nicht weiter und nicht darüber. Plötzlich aber kam ein großer, schöner Schwan geschwommen, dem riefen die Kinder zu: „O, schöner Schwan, sei unser Kahn!" Und der Schwan neigte seinen Kopf und ruderte zum Ufer und trug die Kinder eins nach dem andern hinüber ans andere Ufer. Das weiße Vöglein aber war schon hinüber geflattert und flog immer vor den Kindern her, bis sie endlich aus dem Walde kamen, wieder an der Eltern kleines Haus.

Der alte Holzhauer und seine Frau saßen traurig und still in dem engen Stüblein und hatten großen Kummer um die Kinder, bereueten auch viele tausendmal, daß sie dieselben fortgelassen, und seufzten: „Ach, wenn doch Hänsel und die Gretel nur noch ein allereinzigesmal wiederkämen, ach, da wollten wir sie nimmermehr wieder allein im Walde lassen!" — da ging gerade die Thür auf, ohne daß erst angeklopft worden wäre, und Hänsel und Gretel traten leibhaftig herein. Das war eine *Freude*! Und als nun vollends erst die kostbaren Perlen und

Edelsteine zum Vorschein kamen, welche die Kinder mitbrachten, da war Freude in allen Ecken, und alle Not und Sorge hatte fortan ein Ende.

Joachim Heinrich Campe.

7. Wittington.

Zu London hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Eltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Wittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herumlaufen. Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er beides seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Herren wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab und gewann ihn immer lieber. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm bewilligt; und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaren nach einem fernen Lande senden, um sie daselbst zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt wäre, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arm trug. „Richard," sagte er zu ihm, „hast du nicht auch etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest?" — „Ach, lieber Herr," antwortete der Knabe, „Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin und nichts als diese Katze habe." — „Nun, so schicke deine Katze mit!" sagte der Kaufmann, und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelt ab. Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde. Da dieser

König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern und mit sich speisen. Aber ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie scharenweise auf dem Tische herum sprangen, sich der Speisen bemächtigten und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach. Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Tier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten töten würde, und holten darauf ihre Katze her. Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichtümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück. Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben vor sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte und ihn versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, als er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

Wilhelm Curtman.

*8. Im März.

Im März fängt der Frühling an. Der Schnee ist geschmolzen. Des Nachts gibt es noch ein wenig Eis, aber am Tage scheint die Sonne schon warm, und sie geht erst um sechs Uhr des Abends unter. Viele Vögel sind wiedergekommen. Die *Wiesen* fangen an grün zu werden, und die Knospen der Bäume

springen beinahe auf; manche Sträucher sind mit Kätzchen statt der Blüten behangen. Die Veilchen sind aber noch selten; hinter der Hecke in dem Sonnenscheine werden sich wohl einige finden.

*9. Die Ostereier.

Am Osterfeste legt der Hase seine Eier. Rote und blaue, gelbe und grüne liegen in dem Moose, womit die Kinder ihre kleinen Gärtchen ausgepolstert haben. Die meisten Eier sind noch warm, denn eben ist der Hase erst davon gelaufen. Nachdem die Kinder dieselben gesucht und in ihre Körbchen gesammelt haben, geht es voll Freude in das Haus. Man zeigt sich unter einander die Eier, man untersucht, welches das schönste, welches das festeste sei. Manche werden auch schon umgetauscht. Am schönsten aber wird es auf der Wiese, wenn Kinder und Erwachsene hingehen, um die Eier so lange in die Höhe zu werfen, bis sie zerbrechen. Manche stoßen auch die Spitzen zweier Eier widereinander. Wessen Ei dabei ganz bleibt, der hat gewonnen. Die zerbrochenen Eier werden gegessen.

Zum Werfen gibt es auch hölzerne, mit bunten Streifen bemalte Eier. Die lassen sich das ganze Jahr hindurch aufheben. So feiern die Kinder das Osterfest.

*10. Die Sonnenstrahlen.

Die Sonne war aufgegangen und stand mit ihrer schönen, glänzenden Scheibe am Himmel. Da schickte sie ihre Strahlen aus, um die Schläfer in dem ganzen Lande zu wecken. Da kam ein Strahl zu der Lerche. Die schlüpfte aus ihrem Neste, flog in die Luft hinaus und sang: Liri-lirili! schön ists in der Früh.

Der zweite Strahl kam zu dem Häschen und weckte es auf. Das rieb sich die Augen nicht lange, sondern sprang aus dem Walde in die Wiese und suchte sich zartes Gras und saftige Kräuter zu seinem Frühstück.

Und ein dritter Strahl kam an das Hühnerhaus. Da rief der Hahn: kikeriki! und die Hühner flogen von ihrer Stange herab

und gackerten in dem Hofe, suchten sich Futter und legten Eier in das Nest.

Und ein vierter Strahl kam an den Taubenschlag zu den Täubchen. Die riefen: ruckediku! die Thür ist noch zu. Und als die Thür aufgemacht war, da flogen sie alle in das Feld, liefen über den Erbsenacker und lasen sich die runden Körner auf.

Und ein fünfter Strahl kam zu dem Bienchen. Das kroch aus seinem Bienenkorb hervor, wischte sich die Flügel ab und summte dann über die Blumen und den blühenden Baum hin, und trug den Honig nach Hause.

Da kam der letzte Strahl an das Bett des Faullenzers und wollte ihn wecken. Allein der stand nicht auf, sondern legte sich auf die andere Seite und schnarchte, während die andern arbeiteten.

*11. Der Storch.

Ei, wie hoch steht der Storch auf seinem Neste mit seinen langen Beinen und seinem langen Hals! man meint, er stünde auf Stelzen. Und sein Schnabel klappert beständig, wie eine Mühle. Neben ihm stehen seine Jungen. Ich glaube, es sind ihrer drei. Eins ist aus dem Neste auf das Pflaster gefallen, denn es konnte noch nicht fliegen. Die Jungen sind gerade so weiß und schwarz, wie die alten Störche. Auch ihre Beine und ihre Schnäbel sind so rot. Bald werden sie groß genug sein, um mit auf die Wiese zu fliegen. Dann holen sie sich selbst die Frösche, welche ihnen jetzt die Alten bringen. Sieh, jetzt breitet der alte Storch seine Flügel aus und fliegt über das Dach hinweg, die Beine zieht er an den Leib, und fort geht es. Die Kinder auf der Straße rufen ihm nach:

Storch, Storch, Steiner,
Mit den langen Beinen,
Flieg übers Bäckerhaus,
Hol drei Weck heraus!
Mir einen! dir einen!
Und den andern auch einen!

*12. Der Distelfink.

Als der liebe Gott die Vöglein machte, da gab er ihnen Beine zum Hüpfen und Flügel zum Fliegen und Schnäbel zum Fressen, aber auch zum Singen. Und als sie alle fertig waren und um ihn her standen, da nahm er einen großen Farbenkasten und malte ihnen bunte Federn. Da kam die Taube an die Reihe und erhielt einen blauen Hals und rötliche Flügel, und der Kanarienvogel wurde so gelb wie eine Zitrone, und die Bachstelze wurde grau und bekam einen schwarzen Strich und einen weißen Fleck daneben; alle Vögel wurden prächtig gefärbt, wie es sich für jeden schickt. Nur einer war übrig geblieben, weil er hinter den andern stand und sich nicht vordrängen wollte, das war der Distelfink. Als er endlich auch herbeikam, da hatte der liebe Gott alle Farben verbraucht, und es war nichts mehr übrig, als die leeren Schälchen. Da weinte das arme Vögelchen, daß es nicht auch ein buntes Federkleid haben sollte, wie die andern. Der liebe Gott aber redete ihm zu und sprach: „Sei ruhig! es ist noch in jedem Schälchen ein klein wenig Farbe zurückgeblieben, das will ich mit dem Pinsel austupfen und auf deine Federn streichen.“ Und er that es und malte den Distelfink ein bißchen rot und ein bißchen gelb und ein bißchen schwarz und ein bißchen grün; aus allen Schälchen ein wenig, so daß er der bunteste unter allen Vögeln wurde und dem lieben Gott dankte, daß er ihn so schön gemacht hatte.

*13. Die drei Schmetterlinge.

Es waren einmal drei Schmetterlinge, ein weißer, ein roter und ein gelber, die spielten im Sonnenschein und tanzten von einer Blume zu der andern. Und sie wurden es gar nicht müde, so gut gefiel es ihnen. Da kam auf einmal der Regen und machte sie naß. Als sie das spürten, wollten sie schnell nach Hause fliegen, aber die Hausthüre war zugeschlossen, und sie konnten den Schlüssel nicht finden. So mußten sie außen stehen bleiben und wurden immer nässer. Da flogen sie hin zu der gelb und rot gestreiften Tulpe und sagten: „Tulipanchen, mache uns ein wenig dein Blümchen auf, daß wir hineinschlüpfen und nicht naß

werden!" Die Tulpe aber antwortete: „Dem gelben und dem roten will ich wohl aufmachen, aber den weißen mag ich nicht." Aber die beiden, der rote und der gelbe, sagten: „Nein, wenn du unsern Bruder, den weißen, nicht aufnimmst, so wollen wir auch nicht zu dir." Es regnete aber immer ärger, und sie flogen zu der Lilie und sprachen: „Gute Lilie, mach uns dein Blümchen ein wenig auf, daß wir nicht naß werden!" Die Lilie aber antwortete: „Den weißen will ich wohl aufnehmen, denn er sieht gerade aus wie ich, aber die anderen mag ich nicht." Da sagte der weiße: „Nein, wenn du meine Brüder nicht aufnimmst, so mag ich auch nicht zu dir. Wir wollen lieber zusammen naß werden, als daß einer die anderen im Stiche läßt." Und so flogen sie weiter.

Allein die Sonne hinter den Wolken hatte gehört, wie die drei Schmetterlinge so gute Geschwister waren und so fest zusammenhielten. Und sie drang durch die Wolken durch und verjagte den Regen und schien wieder hell in den Garten und auf die Schmetterlinge. Es dauerte nicht lange, da hatte sie ihnen die Flügel getrocknet und ihren Leib erwärmt. Und nun tanzten die Schmetterlinge wieder wie vorher und spielten, bis es Abend war. Dann flogen sie zusammen nach Hause und schliefen.

*14. Der Hühnerhof.

An einem hellen Bächlein liegt eine Mühle, die klappert Tag und Nacht. In der Mühle wohnt ein Müller. Was aber den Kindern am besten in der Mühle gefällt, das ist der Hof: da watscheln Enten, da schwimmen Gänse, da rennen Hühner, da fliegen Tauben, alles in großer Menge und in buntem Getümmel. Im Hühnerstall sind viele Nester. In einigen liegen wenige Eier, in andern ein ganzes Dutzend zusammen. Doch läßt die Müllerin gewöhnlich nicht so viele beisammen liegen, wenn das Huhn nicht brüten soll. Wenn die Hühner gelegt haben und gackernd aus dem Stalle fliegen, dann schickt sie eins von den Kindern mit einem Körbchen hin, um die Eier zu sammeln. Und wenn sie Pfannkuchen backen will, sind ihr die frischen Eier die *liebsten*. Auf dem Hofe gewähren die Hühner mit ihren weißen,

schwarzen, rötlichen und bunten Federn, mit ihren Hauben und Kämmen, mit ihrem Gegacker und Gegluckse einen unterhaltenden Anblick. Sie sind selten ruhig, bald scharren und picken sie, bald laufen sie einander nach und suchen sich einen Wurm oder ein Bröckchen Brot abzunehmen. Doch ducken sie sich auch manchmal in den Staub und sonnen sich. Der Hahn mit seinem roten Kamme und seinem sichelförmigen Schwanze schreitet gar stolz unter den Hühnern einher. Bald ruft er ihnen und läßt ihnen etwas zu fressen zukommen, bald beißt er sie weg. Dann stellt er sich auf einen Misthaufen, schlägt mit den Flügeln, krümmt den Hals, als wenn er sich entsetzlich anstrengen müßte, und kikeriki! kräht er, daß es in dem ganzen Hofe erschallt. Sind mehrere Hähne auf einem Hofe, so vertragen sie sich nicht; selbst die jungen, welche noch von ihrer Mutter herumgeführt werden, kämpfen schon miteinander. Das Fliegen ist nicht die Sache der Hühner. Nur wenn sie über den Gartenzaun wollen, um die Beete zu verkratzen, fliegen sie in die Höhe. Aber der Müller duldet es nicht, sondern schickt sogleich seinen Hund hinter sie, wenn er sie in dem Garten merkt.

*15. Das Federvieh.

Des Morgens stellt sich der Müller an die Thüre und pfeift. Da kommen die Tauben aus dem Schlage und von dem Dache und setzen sich vor ihn, als wollten sie sagen: Nun, gib uns auch etwas! und er greift in einen Sack mit Wicken und streut eine Handvoll nach der andern unter das Taubenvolk. Das wimmelt und flattert und pickt durcheinander, und eine will immer die andere verdrängen. Die blauen Feldtauben und die weißen Kropftauben und Pfauentauben sind die größten, aber der Müller stößt sie mit dem Fuße zurück, weil er die kleinen weißen und rötlichen nicht zu kurz kommen lassen will. Die Hähne und die Enten und die Gänse haben sich zwar auch versammelt und möchten den Tauben gern das Futter nehmen, aber der Müller leidet es nicht, selbst die Spatzen jagt er fort, welche so keck sind, sich unter die Tauben zu mischen. Nachdem aber der Müller fertig ist und die Tauben wieder auf das Dach geflogen sind,

wo sie ruksen und sich drehen und verneigen, kommt die Müllerin und lockt mit ihrer Stimme das andere Federvieh. Sie hat eine Schüssel in der Hand mit Kartoffeln und Rüben, auch etwas Gerste samt den Brotbrocken, welche in der Küche übrig geblieben sind. Das alles wird nun der Schar des Federviehes vorgeworfen; die Gänse machen sich an die Rüben, die Enten geben den Kartoffeln den Vorzug und die Hühner dem Brot. Aber Uneinigkeit herrscht auch unter ihnen, und manches junge Hühnchen wagt kaum herbeizugehen, weil es sich vor den breiten Schnäbeln der Gänse und Enten fürchtet.

*16. Die beiden Ziegenböcke.

Es waren einmal zwei Geißböcke, die hatten starke Hörner und lange Bärte. Diese begegneten sich auf einem Stege mitten über einem tiefen Wasser. Da sprach der eine: „Geh mir aus dem Wege, oder ich stoße dich!“ Der andere aber antwortete: „Wenn du stößt, so stoße ich wieder, und ich gehe nicht aus dem Wege.“ Und so gerieten sie aneinander, als wenn es Mauersteine wären. Ich glaube, sie waren sich gleich an Stärke, denn es konnte keiner den anderen zurück drücken. Aber daran hatten sie nicht gedacht, daß man auch ausgleiten kann. Und doch geschah es so. Die Köpfe streiften nebeneinander her, und der eine Bock purzelte auf der rechten Seite, der andere auf der linken Seite des Steges hinunter und tief in das Wasser hinein. Zum Glück konnten sie schwimmen und kamen nach vieler Anstrengung wohl durchnäßt und mit steifem Nacken an das Ufer. Sie hätten zwar gerne noch einmal angefangen, allein der Mut war ihnen doch vergangen, auch ärgerten sie sich über das Gelächter der Leute, welche zugesehen hatten. Und wenn sie wieder an einen schmalen Steg kamen, so sahen sie sich erst um, ob nicht schon jemand darauf ginge, und warteten lieber, bis der Steg leer war.

*17. Der Strohmann.

Ein Bauer hatte einen gar schönen Weizenacker, die Ähren waren voll Körner, und die Körner waren beinahe reif. Da *kamen* die bösen Spatzen, fielen ihm in seinen Weizen und fraßen

die Körner, und wenn sie es so fortgetrieben hätten, so hätte der Mann gar nichts bekommen. Da ging er des Morgens in aller Frühe hinaus, um auf diese Spitzbuben zu schießen; allein als er hinkam, waren sie schon da gewesen, denn die Spatzen stehen noch früher auf als die Bauern. Und sie hatten ihm schon wieder ein Stück Weizen aufgefressen und saßen nun auf des Nachbars Kirschbaum, naschten Kirschen und lärmten, als wenn sie sich über ihre Spitzbüberei freuten. Der Bauer besann sich, was er machen sollte, denn seinen guten Weizen wollte er ihnen doch nicht lassen. Auf einmal fiel ihm ein Mittel ein. Als er nach Hause kam, nahm er einen Stock, so groß als ein Mensch, wickelte Stroh darum, bis er dick genug war, machte ihm zwei Arme, zog ihm dann seinen alten Rock an, setzte ihm seinen alten Hut auf und gab ihm eine große Peitsche in die Hand. Als die Spatzen schlafen gegangen waren, nahm er dieses Ungetüm, trug es hinaus und stellte es mitten in seinen Weizenacker, gerade als wenn es ein lebendiger Mann wäre. Den andern Morgen, sobald die Spatzen aufwachten, flogen sie eiligst nach dem Acker, wo sie es sich gut schmecken lassen wollten; aber als sie hinkamen, siehe, da stand schon der Bauer in seinem alten Rocke und in seinem alten Hute und drohte ihnen mit der Peitsche. Sie mochten warten, so lange sie wollten, er blieb immer stehen, und wenn der Wind kam, so schwang er seine Peitsche so hoch, daß es ihnen ernstlich bange wurde. Endlich flogen sie mit hungrigem Magen nach Hause.

*18. Die Katze und die drei Hunde.

Die Katze war in die Speisekammer geschlichen und hatte eine Bratwurst gestohlen. Als sie wieder herauskam, wollte sie sich ganz leise mit ihrer Wurst davon schleichen, allein es gelang ihr nicht. Denn es spielten gerade drei Hunde vor der Thüre, das Möpschen, das Pommerchen und das Spitzchen. Da wurde es ihr bange, die Hunde möchten verraten, was sie gethan habe, und sie werde dann ihre Bratwurst wieder hergeben müssen und obendrein Schläge bekommen. Da ging sie hin zu dem Möpschen und sagte ihm leise in das Ohr: „Liebes Möpschen, wenn du

ſtille ſchweigſt und niemand ſagſt, wo ich geweſen bin, ſo gebe ich dir ein Stück von meiner Bratwurſt.“ Das Möpschen betrachtete und beroch die Bratwurſt, und weil ſie ihm gut gefiel, ſagte es: „Ja, ich will ſtille ſchweigen!“ Darauf ging die Katze zu dem Pommerchen und ſagte ihm leiſe in das Ohr: „Liebes Pommerchen, wenn du ſtille ſchweigſt und niemand ſagſt, wo ich geweſen bin, ſo gebe ich dir ein Stück von meiner Bratwurſt.“ Das Pommerchen betrachtete und beroch auch die Bratwurſt, und weil ſie ihm gut gefiel, ſo ſagte es: „Ja, ich will kein Wörtchen ſagen!“ Nun ging die Katze auch zu dem Spitzchen und ſagte ebenſo. Aber der Spitz wollte keine geſtohlene Bratwurſt eſſen und wollte auch nichts mit der ſpitzbübiſchen Katze zu thun haben. „Nein,“ ſprach er, „du Betrügerin, du Diebin! ich begehre keine Bratwurſt von dir.“ Und er faßte ſie am Ohr und führte ſie in die Küche und erzählte da alles, wie es geweſen war. Da wurde der Katze die Bratwurſt abgenommen, und ſie bekam tüchtige Schläge, weil ſie in die Speiſekammer geſchlichen war und geſtohlen hatte. Das Möpschen und das Pommerchen wurden ausgeſcholten und bekamen den ganzen Tag nichts zu eſſen, weil ſie den Diebſtahl verheimlicht hatten. Der Spitz aber wurde gelobt und bekam die ganze Bratwurſt zur Belohnung.

*19. Die verkehrte Welt.

In der verkehrten Welt geht es wunderlich zu: da ſtehen die Tiſche auf den Tellern, und die Stühle ſitzen auf den Menſchen, das Holz hobelt die Schreiner, und der Amboß hämmert die Schmiede. Die Steine fliegen in der Luft, und die Vögel kriechen auf der Erde, die Bäume ſtrecken die Wurzeln in die Höhe, und das Obſt muß man aus der Erde graben. Das Waſſer fließt auf die Berge hinauf, und das Feuer wird aus Gläſern getrunken. Der Schnee wird im Ofen gedörrt und die Eisſchollen in den Kaffee getunkt. Aber erſt in der Schule, wie geht es da zu? Die alten Leute ſitzen auf den Bänken und lernen, und die Kinder lehren. Da lieſt man nicht Buchſtaben, ſondern Äpfel und Birnen, da ſtreut man nicht Sand auf das Papier, ſondern Zucker auf Weißbrot. Wer am wenigſten lernt, der kommt auf den oberſten

Platz, und wer fleißig ist, der wird mit der Rute gezüchtigt. Wer die Schule versäumt, der wird mit einem Groschen belohnt, und wer am besten plaudert, dem schenkt der Lehrer einen Eierweck. Auch zu Hause ist es so; die Eltern gehorchen den Kindern, und das Gesinde gehorcht niemand. Die Knaben haben die Schlüssel zu der Speisekammer und die Mädchen zu dem Geldschrank. Und wenn die Mutter nicht genug Kuchen oder der Vater nicht genug Geld herbeischafft, werden sie von den Kindern tüchtig ausgescholten. Wenn der Knecht keine Lust zu arbeiten hat, muß das Vieh hungern, und wenn die Magd tanzen will, dann darf die Milch in das Feuer laufen und der Kehricht in der Stubenthüre liegen. So geht es in der verkehrten Welt, und manchen Menschen gefällt es anfangs außerordentlich gut darin. Wer aber drei Tage dort war, der läuft wieder fort und will sein lebenlang nicht wieder hinein.

*20. Die Leier des Orpheus.

In alten Zeiten lebte ein Mann, Namens Orpheus, der machte sich eine Leier von der Schale einer Schildkröte und überspannte sie mit Saiten, darauf spielte er so schön und sang so herrlich dazu, daß alle Vögel schwiegen und ihm zuhörten. Und als er in den Wald kam, da liefen die Löwen herbei und die Bären und die Wölfe, die wollten auch die schönen Lieder hören. Sie vergaßen ihre Grausamkeit bei der schönen Musik, legten sich zu seinen Füßen und horchten. Und als der Mann aus dem Walde herausging, da wollten die Bäume noch mehr hören, machten sich los von ihren Wurzeln, zogen hinter dem Sänger her und schüttelten ihre Gipfel, daß die Blätter rauschten, und es war, als wenn sie freundlich herunternickten. Als sie an einen Berg kamen, wo große Haufen von Steinen nebeneinander lagen, da hörten auch die Steine den Klang der Leier und den Gesang des Sängers, und sie wurden so voll Freude, daß sie aufhüpften und tanzten und dem Zug nachfolgten. Als der Mann aber müde war, sang er so: „Gute Steine, ihr habt nun lange genug getanzt, wir wollen jetzt ruhen! Legt euch zusammen zu

einer Mauer, daß ich ein Haus habe, worin ich wohne!" Und die Steine thatens. Darauf sang der Mann wieder: „Ihr schönen Bäume, ihr habt genug genickt, ihr seid müde. Setzt euch nun in gerade Reihen, daß ich einen Garten habe, worin Schatten ist!" Und sie thatens auch. Und zu den Tieren sprach er: „Ihr seid weit hergekommen und mit mir gezogen, jetzt will ich euch noch eins spielen, dann legt euch vor meine Thüre, und bewacht mir mein Haus und den Garten!" Und sie thaten, wie er gesagt hatte.

21. Der Wecker.

Zu der Zeit, als die Menschen noch keine Uhren hatten, lebte eine fleißige Witwe, die hatte zwei faule Mägde. Sobald der Haushahn zum erstenmal krähte, wachte die Frau auf, und wenn er zum zweitenmal krähte, weckte sie ihre Mägde und hieß sie Feuer anmachen und sich an das Spinnrad setzen. Denn sie gedachte in demselben Jahre einige große Stücke Tuch weben zu lassen. Den faulen Mägden gefiel aber weder das frühe Aufstehen, noch das viele Spinnen; und weil sie meinten, der Hahn sei mit seinem Krähen allein an ihrer vielen Arbeit schuld, so verabredeten sie sich, den armen Wecker umzubringen. Als der Hahn tot war, da wußte die Witwe gar nicht mehr, wieviel Uhr es war, und sobald sie nun aufwachte, rief sie die Mägde sogleich zur Arbeit. Da geschah es denn, daß sie manchmal um Mitternacht schon das Bett verlassen und sich an das Spinnrad setzen mußten. Nun bereuten sie ihre That, kauften heimlich einen anderen Hahn und brachten ihn ihrer Frau zum Geschenk; und als sie älter wurden, waren sie froh darüber, daß sie so früh aufstehen und so gut spinnen gelernt hatten.

22. Der Schäfer.

Was ist das für ein Mann mit der hohen Pelzmütze, in dem groben Rocke, welcher sich auf seinen langen Stab lehnt? Es ist der Schäfer. Man sieht es an der Schafherde, welche vor ihm weidet, und an dem schwarzen Hunde, welcher neben ihm

sitzt. Die Schafe fressen ruhig das kurze Gras von der Trift. Ziemlich dicht stehen sie aneinander, und nicht leicht entfernt sich eins von der Herde. Nur die kleinen, weißen Lämmchen hüpfen bisweilen weiter, als sie sollen, und blöken dann nach ihrer Mutter. Sobald aber der Schäfer gewahr wird, daß ein Lämmchen oder ein Schaf sich zu weit von den andern entfernt oder gar nach einem Acker mit Klee oder Frucht hinläuft, schickt er seinen Mohr und läßt das ungehorsame oder vorwitzige Tierchen wieder herbeiholen. Der Mohr versteht dies auch so klug zu machen, als wenn der Schäfer selbst ginge. Er läuft nicht durch die Herde und nicht gerade auf das verirrte Schaf zu, sondern im Kreise um alle herum, auch bellt er nicht eher, bis er hinter dem Schaf ist, sonst würde es vielleicht weiter fortrennen, statt nach der Herde zu. Auch ohne Erinnerung gibt der Mohr auf die Herde acht und läßt kein dazu gehöriges Tier auf einen verbotenen Platz gehen. Er setzt sich bisweilen seinem Herrn gerade gegenüber, damit die Herde von zwei Seiten bewacht ist. Kann indessen der Hund den Platz nicht finden, wohin der Schäfer ihn schicken will, so nimmt dieser den langen Stab, woran unten ein kleines, eisernes Schippchen ist, sticht damit ein wenig Rasen aus und schleudert es dahin, wohin der Mohr laufen soll. Die Schafe wissen dies und laufen schon von selbst, sobald der Schäfer nach ihnen wirft. Doch es geht gegen Abend zu, und der Schäfer muß daran denken, wo er die Nacht seine Herde unterbringt. Er ruft seinem Mohr und treibt langsam die Schafe nach einem sonderbaren Kasten zu, welcher auf einem Karren steht. Es ist die Schäferhütte, worin sich das Bett des Schäfers befindet. Denn die Schafe müssen im Sommer unter freiem Himmel übernachten, und der Schäfer muß sie bewachen. Ohne den Hund würde ihm dies schwer werden, auch jetzt, wo es doch bei uns keine Wölfe mehr gibt. Während der Schäfer noch einiges an den Pfählen des Pferches bessert, ist seine Frau mit dem Henkeltopf gekommen. Sie bringt ihm sein Nachtessen. Viel Kostbares scheint nicht in dem Topfe zu sein, allein gleichwohl schmeckt es dem Schäfer, der sich aus der Hütte einen Laib Brot geholt hat, ganz vortrefflich.

23. Till Eulenspiegel.

Der Eulenspiegel, welcher mit dem Vornamen Till hieß, war ein gar närrischer Mensch. Er lachte mehr, als er weinte, und machte tausend possierliche, oft auch verkehrte Streiche. Doch hatte jedermann den närrischen Kauz gern. Einst machte Eulenspiegel eine Reise durch ein großes Gebirg und hatte noch zahlreiche Reisegesellschaft. Wenn es nun einen Berg hinan ging, dann keuchten und krächzten die andern und sprachen: „Ach, wenn wir doch nur droben wären!“ Der Eulenspiegel machte es aber gerade umgekehrt, er sang und sprang und jubelte den Berg hinauf, als wenn ihm das größte Glück widerfahren wäre. Sobald sie aber oben auf dem Gipfel des Berges angelangt waren und man sich ein wenig ausgeruht hatte, da änderte sich auf einmal die Sache. Eulenspiegel machte ein betrübtes Gesicht, während die übrigen lachten und sich freuten. Und je weiter bergabwärts, desto ärger. Der Eulenspiegel sah aus, als wenn ihm die Hühner das Brot weggepickt hätten, die übrigen liefen und lärmten, als wenn sie Geld gefunden hätten. Sobald die Gesellschaft unten war, drehte sich alles wieder um; der Eulenspiegel machte ein heiteres, die andern saure Gesichter. Da fragte endlich einer den Eulenspiegel: „Wie ist es aber möglich, daß du immer ganz anders aussiehst, als die übrige Gesellschaft, es ist doch weit lustiger, einen Berg hinab, als einen hinauf zu gehen.“ — „O,“ sagte Eulenspiegel, „meine Gedanken sind anders. Wenn ich den Berg hinaufgehe, dann freue ich mich schon darauf, daß es nachher wieder bergab geht; geht es aber herunterzu, dann sehe ich auch schon, daß noch ein neuer Berg vor uns liegt, welcher doch auch noch erklommen werden muß, und das verdirbt mir den Spaß. Aber wenn wir einmal auf der letzten Höhe stehen und keinen neuen Berg vor uns erblicken, dann will ich lustiger sein als alle anderen.“

Georg Christian Dieffenbach.

*24. Dieb! Dieb!

In des Nachbars Garten stand ein prächtiger Kirschbaum. Die Kirschen waren eben reif geworden, und der kleine Hans schaute oft mit Verlangen danach. Er hätte zu gerne einige von den schönen roten Kirschen gehabt. Eines Tages war der Nachbar im Feld, und seine Frau und die Kinder waren auch ausgegangen. „Jetzt könnte ich mir ein paar Kirschen holen!" sagt Hans zu sich selbst, „der Nachbar ist nicht zu Hause, und gezählt wird er die Kirschen nicht haben; er sieht es nicht und wird es nicht merken, wenn ich mir ein paar hole — nur ein paar möchte ich haben!"

Schnell kroch Hans durch eine Lücke in des Nachbars Garten, schlich sich leise zum Kirschbaum, schaute sich noch einmal ängstlich um, und dann kletterte er flink wie ein Eichhörnchen hinauf. Mit zitternder Hand reichte er eben nach ein paar schönen, roten Kirschen, da rief eine feine Stimme ganz deutlich: „Dieb! Dieb!" — Erschrocken zog Hans die Hand zurück und schaute sich um, aber er konnte niemanden sehen. Ängstlich streckte er darum die Hand wieder nach den saftigen Kirschen aus. Eben wollte er sie abreißen, da riefs wieder: „Dieb! Dieb!" mit ganz feiner Stimme. Hans fuhr zusammen. Da er aber durchaus nicht sehen konnte, woher die Stimme kam, wagte ers noch einmal zuzugreifen. Aber ehe er noch die Kirschen abgestreift hatte, riefs wieder und zwar rechts und links und von oben aus der Spitze des Baumes: „Dieb! Dieb! Dieb! Dieb!"

Da rutschte Hänschen geschwind am Baume hinab, wobei er sich die Hosen tüchtig zerriß, und lief, so schnell er konnte, zum Garten hinaus. Ihm wars, als ob es immer hinter ihm her rief: „Dieb! Dieb!" — Erst als er glücklich wieder durch die Lücke in der Hecke hindurchgeschlüpft war, wagte er es, sich umzuschauen. Er sah aber nichts, als ein paar junge Sperlinge, die saßen auf dem Kirschbaume, ließen sich die schönen Kirschen wohl schmecken und schrieen laut dazu, und das klang dem kleinen Hans gerade wie: Dieb! Dieb! weil er kein gutes Gewissen hatte.

„Ihr dummen Spatzen," sagte Hänschen ärgerlich, „ihr seid selbst Diebe, nichtsnutzige Diebe seid ihr, was braucht ihr mich so zu erschrecken?" Die Spatzen ließen sich durch solche Anrede gar nicht stören, sie fraßen dem Nachbar die besten Kirschen weg und riefen immer lustig weiter: „Dieb! Dieb!" — „Ihr seid recht dumme Spatzen und arge Spitzbuben dazu," sagte Hans, „aber es ist gut, daß ihr mich so erschreckt habt, sonst wäre ich wirklich ein Dieb geworden, wie ihr es seid. Ich will mirs merken. Pfui, wie häßlich ist es, ein Dieb zu sein." Hans merkte sich wirklich die Geschichte, und wenn er später in Versuchung kam und Lust verspürte, Obst von den Bäumen zu stehlen oder sonst etwas wegzunehmen, klangs ihm immer in den Ohren: Dieb! Dieb! und dann erschrak er und ging rasch vorüber und sagte leise: „Die Spatzen! die Spatzen! hüte dich!"

*25. Das Vogelnest.

„Lieber Vater, komme nur einmal her zu mir, und sieh, was ich gefunden habe; es ist wunderschön." So rief der kleine Ernst seinem Vater zu, der soeben in den Garten kam. — „Was wirst du Großes gefunden haben, mein Junge," antwortete der Vater, „ich bin begierig, es zu sehen." — Freudestrahlend zeigte Ernst dem Vater ein kleines, allerliebstes Nestchen mit fünf blauen Eiern. „Sieh nur," rief er dem Vater zu, „sieh nur, wie schön und niedlich! darf ich die Eier mir nehmen und damit spielen?" — „Nein, nein, mein lieber Junge," antwortete der Vater, „das wäre eine große Grausamkeit gegen die guten Vögel, die sich das Nest mit großer Mühe gebaut und die schönen Eier hineingelegt haben. Du darfst auch nicht zu oft nach dem Neste sehen, sonst störst du die armen Vöglein; sieh, dort sitzen beide und schreien ganz ängstlich; sie befürchten, daß du ihnen ihre schönen Eier nehmen willst." Ernst gehorchte dem Vater; er ließ die Eier ruhig liegen und kam auch nur ganz selten, um nach dem Neste zu sehen.

Als er nach etwa vierzehn Tagen wieder einmal nach dem kleinen Neste sah — ei, wie erstaunt war er da! Die schönen *Eier waren fort,* und in dem Neste saßen fünf kleine nackte Vög-

lein, die sperrten ihre gelben Schnäbelchen weit auf und piepten in einem fort. Ernst war ganz entzückt über die Entdeckung und rief schnell seinen Vater herbei, damit er das Wunder auch sehen möchte. „Darf ich die Vögelchen mit mir ins Haus nehmen? Ich will sie gewiß ganz gut füttern!" — Das erlaubte der Vater natürlich nicht und fragte seinen Sohn sehr ernst: „Wie würde dir zu Mute sein, wenn fremde Leute dich uns wegnehmen wollten? Würdest du nicht darüber sehr unglücklich sein und wir, deine Eltern, ebenso? Meinst du, die alten Vöglein hätten ihre Jungen nicht lieb?" — „Aber," bemerkte darauf Ernst, „des Nachbars Fritz hat neulich ein ganzes Nest voll nackter Vöglein heimgebracht und damit gespielt, und das war so lustig!" — „So?" sagte der Vater ernst, „das nennst du lustig, wenn ein böser Bube die armen Vöglein ihren Eltern nimmt und sie so lange quält, bis sie sterben? Nein, mein Sohn, das ist nicht recht. Man darf nie ein Tier quälen, und dazu sind uns die Vöglein so nützlich und machen uns nur Freude." — „Nützlich?" fragte Ernst erstaunt, „was können uns solch kleine Geschöpfe nützen?" — „Das kannst du leicht erkennen, wenn du nur eine kurze Zeit zuschaust, wie die alten Vögel ihre hungrigen Jungen füttern."

Ernst stellte sich hinter den Busch und gab genau acht; so oft eins von den alten Vöglein kam, hatte es ein Würmchen oder eine Raupe oder Fliege im Schnabel, und die kleinen Schreihälse fraßen alles mit Begierde auf, so daß die Alten gar nicht genug Futter bringen konnten. „Ach," sagte Ernst, „jetzt weiß ich, warum die Vögel uns nützlich sind; sie fressen eine Menge von Würmchen und Räupchen weg, die uns sonst großen Schaden thun würden." — „Aber," sagte der Vater darauf, „die Vögel erfreuen uns auch durch ihren lieblichen Gesang, und gewiß hörst du es auch gerne, wenn im Garten und Wald die kleinen Sänger auf allen Zweigen singen und ihren Jubelgesang anstimmen und Gott loben und ihm danken." Ernst versprach dem Vater, nie ein Vogelnest zu zerstören und den armen unschuldigen Vögelchen nie ein Leid anzuthun.

Jakob Friedrich Feddersen.

26. Der König und der Page.

Ein berühmter Feldherr war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines berühmten Königs. Außer den Nachtwachen, die er im Vorzimmer des Königs für sich selbst thun mußte, that er deren noch manche für andre Pagen, und das Geld, welches er von ihnen dafür bekam, schickte er seiner armen Mutter.

Einst, da der König nicht schlafen konnte und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er nach dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedene Mal, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, geht ins Vorzimmer, um zu sehen, ob hier kein Page ist. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzen und einen Brief, bei dem er eingeschlafen, vor ihm liegen. Der König nimmt den Brief und liest darin den vortrefflichen Anfang: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Beinahe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie gespart und verdient habe, und diese schicke ich Ihnen hiebei."

Der König, gerührt durch das gute Herz dieses edeldenkenden Jünglings, ließ ihn schlafen, legte ihm seinen Brief wieder hin, ging in seine Kammer, holte zwo Rollen mit Dukaten, steckte dem lieben Jüngling davon in jede Tasche eine und legte sich wieder zu Bette. Wie erschrak der Page beim Aufwachen, als er in seine Tasche fühlte und aus dem Gelde, welches er darin fand, merkte, der König habe ihn schlafend gefunden. Sobald er ihn am Morgen sah, bat er denselben demütigst, ihm den Fehler, daß er geschlafen, zu verzeihen und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der weise und wohlthätige König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geld, um sich dafür alles, was er zu seiner neuen Stelle brauchte, anzuschaffen.

Friedrich Förſter.

27. Das Ei des Kolumbus.

Bei einem Feſte, welches der Kardinal Mendoza dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranſtaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geiſt eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anweſenden Herrn vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von vornehmer Herkunft ſei, ſo große Auszeichnung erwieſen würde. „Mich dünkt," hob einer der königlichen Kammerherrn an, „der Weg nach der ſogenannten neuen Welt war nicht ſo ſchwer zu finden, der Ozean ſtand überall offen, und kein ſpaniſcher Seefahrer würde den Weg verfehlt haben." Mit vornehmem Gelächter gab die Geſellſchaft dieſer Äußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!" — „Ich bin weit entfernt," entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuſchreiben darf; indeſſen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht ausführbar erſcheinen, oft nur darauf an, daß ſie ein anderer uns vormacht. Dürft ich," ſagte Kolumbus, zu jenem Kammerherrn gewendet, „Eure Excellenz wohl erſuchen, dies Ei (er hatte ſich von einem Diener ein Hühnerei bringen laſſen) ſo auf die Spitze zu ſtellen, daß es nicht umfällt?" Die Excellenz verſuchte, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es ſich aus, es gelang ihm eben ſo wenig; nun drängten ſich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen, allein weder mit Eifer, noch mit Ruhe war es möglich, das Kunſtſtück auszuführen. „Es iſt unmöglich!" riefen die Hidalgos, „Ihr verlangt Unausführbares!" — „Und doch," ſagte Kolumbus, „werden dieſe Herren ſogleich ſagen: das kann ein jeder von uns auch!" Jetzt nahm er das Ei und ſetzte es mit einem leichten Schlag auf den Tiſch, ſo daß es auf der eingedrückten Schale feſt ſtand. „Ja, das kann ein jeder von uns!" riefen die Hidalgos. Seitdem hört man oft ſagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder ſich klug genug dünkt: „Das Ei des Kolumbus!"

Agnes Franz.

*28. Seltene Freundschaft.

Bello, der Haushund, wohnte mit einem Kätzchen unter einem Dache. Sie sahen einander täglich, erhielten ihr Futter auch zu gleicher Zeit. Bello aber hatte einen guten Appetit, und wenn sein Teller geleert war, so kam er zu Miezchen zu Gaste. Erst wehrte das Kätzchen sich tapfer und machte einen krummen Rücken; aber zuletzt räumte sie ihrem zudringlichen Gefährten das Feld und sah von einem Schränkchen herab gelassen seinen Verwüstungen zu.

Eines Tages hatten böse Kinder das Kätzchen gefangen und Miezchen dabei einen Knaben scharf ins Gesicht gehauen. Darüber war die ganze Rotte in solche Wut geraten, daß sie das arme, kleine Tier in einen schmutzigen Rinnstein warfen, es jämmerlich schlugen und zuletzt mit Füßen traten.

Miezchen schrie, was es konnte, aber bald verstopfte ihm das strömende Blut Augen und Nase — es glaubte zu sterben und stieß nur noch ein leises Gewinsel hervor.

Da erscholl plötzlich ein lautes Gebell, und wie ein Sturmwind flog der redliche Haushund auf das klägliche Miau seiner kleinen Tafelgenossin herbei. Mit fürchterlicher Wut stürzte er auf die grausamen Kinder, bis sie schreiend und heulend auseinander flogen. Nun aber zog er behutsam das Kätzchen aus dem Schlamme, beleckte seine Wunden und trug es dann vorsichtig mit der Schnauze ins Haus. Hier, wo seine Hütte stand, legte er Miezchen aufs Stroh und hörte nicht auf mit Winseln und Lecken, bis es ein Zeichen des Lebens von sich gab. — Nun legte er sich stillvergnügt dicht an des Kätzchens Seite, wärmte seine erstarrten Glieder und hielt es mit seinen Pfoten umfaßt.

Da der Hund weder am Abend, noch am andern Morgen zum Vorschein kam, so glaubte man, er sei krank geworden. Man brachte ihm seine Mahlzeit in die Hütte, und das war es eben, was Bello gewollt. Er teilte nun die besten Bissen mit seinem Pflegling und hörte nicht auf, ihn zu liebkosen und zu

putzen, bis er wieder auf die Beine kam und mit ihm zugleich die Hütte verließ.

Da entdeckte man das verlorene Kätzchen an Bellos Seite, und er begleitete es, wie der Hirt sein krankes Schäfchen führt. — Bald ward die Geschichte bekannt, und da man sie unter die Naturmerkwürdigkeiten zählte, so ward die That des guten Hundes sogar in die Zeitungen gesetzt.

Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.

*29. Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf! wenn er herein kommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen!“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder! eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war; „wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide; die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder! eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen

nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß, wie du: du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote!“ Der Müller weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht thust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß.

Nun ging der Bösewicht zum dritten Mal zu der Hausthüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder! euer liebes Mütterchen ist heim gekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist!“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Thüre auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Dann trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange darnach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Hausthüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Da rief das jüngste: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.“ Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, lag da der Wolf *an dem Baum* und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie

betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach, Gott!“ dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinunter gewürgt hat, noch am Leben sein?“ Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt gethan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nach einander alle sechse heraus, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinunter geschluckt. Das war eine Freude! Die Alte aber sagte: „Jetzt geht, und sucht Wackersteine! damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, so lange es noch im Schlafe liegt.“ Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hinein bringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er anfing zu gehen, rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauch herum?
ich meinte, es wären sechs Geißlein,
so sinds lauter Wackerstein.“

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bücken und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

* 30. Das Rotkäppchen.

Es war einmal eine kleine, süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben

sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Samt, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus! sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinaus kommst, so geh hübsch sittsam, und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht, guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in alle Ecken herum!“

„Ich will schon alles gut machen,“ sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen!“ sprach er. „Schönen Dank, Wolf!“ — „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?“ — „Zur Großmutter.“ — „Was trägst du unter der Schürze?“ — „Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zu gut thun und sich damit stärken.“ — „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ — „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen,“ sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst.“ Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umher stehen! warum guckst du dich nicht um? ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so *lustig haußen* in dem Wald.“

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief darnach und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen?" — „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf!" — „Drück nur auf die Klinke!" rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Thüre sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann that er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herum gelaufen, und als es soviel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Thüre aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heute zu Mut, und bin sonst so gerne bei der Großmutter!" Es rief: „Guten Morgen!" bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß ich dich besser packen kann." — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich besser fressen kann." Kaum

hatte der Wolf das gesagt, so that er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, wie wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat."

*31. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte: „Er ist gescheit und wohl erfahren und gilt viel in der Welt," so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie gehts, *wie stehts*? wie schlagt Ihr euch durch in dieser teuren Zeit?"

Der Fuchs, alles Hochmutes voll, betrachtete die Katze von Kopf bis zu Füßen und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „O, du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? du unterstehst dich, zu fragen, wie mirs gehe? was hast du gelernt? wie viel Künste verstehst du?“ — „Ich verstehe nur eine einzige,“ antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?“ fragte der Fuchs? „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten.“ — „Ist das alles?“ sagte der Fuchs, „ich bin Herr über tausend Künste und habe überdies noch einen Sack voll Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht!“ Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!“ rief ihm die Katze zu, aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs!“ rief die Katze, „Ihr bleibt mit Euern hundert Künsten stecken. Hättet Ihr heraufkriechen können, wie ich, so wärs nicht um Euer Leben geschehen.“

*32. Der Fuchs und die Gänse.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine Herde schöner, fetter Gänse saß, da lachte er und sprach: „Ich komme ja wie gerufen, ihr sitzt hübsch beisammen, so kann ich eine nach der andern auffressen.“ Die Gänse gackerten vor Schrecken, sprangen auf, fingen an zu jammern und kläglich um ihr Leben zu bitten. Der Fuchs aber wollte auf nichts hören und sprach: „Da ist keine Gnade, ihr müßt sterben.“ Endlich nahm sich eine das Herz und sagte: „Sollen wir armen Gänse doch einmal unser jung, frisch Leben lassen, so erzeige uns die einzige Gnade, und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unsern Sünden sterben! hernach wollen wir uns

auch in eine Reihe stellen, damit du dir immer die fetteste aussuchen kannst.“ — „Ja,“ sagte der Fuchs, „das ist billig und ist eine fromme Bitte: betet, ich will so lange warten!“ Also fing die erste ein recht langes Gebet an, immer „ga! ga!“ und weil sie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an sie kam, sondern fing auch an „ga! ga!“ Die dritte und vierte folgte ihr, und bald gackerten sie alle zusammen. Und wenn sie ausgebetet haben, soll das Märchen weiter erzählt werden, sie beten aber alleweile noch immer fort.

*33. Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt.“ — „Ja,“ antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen!“ Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen!“ — „Du kommst mir recht,“ sagte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse: nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebesvolk, wer hat euch geheißen, in meinen Nußberg gehen? wartet, das soll euch schlecht bekommen!“ ging also mit aufgesperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporen so gewaltig auf sie los, daß *sie um Gnade* bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen

spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!“ Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Sie riefen: „Halt! halt!“ und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten: sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thore gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh morgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel in sein Handtuch, endlich flogen sie mir nichts dir nichts über die Heide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hof geblieben war, hörte sie fort schnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinab schwamm; und das ging geschwinder, als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich

von einem Ohr zum andern: dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf," sagte er und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie: „Auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

*34. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammen gebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto eher brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?" Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß; ich wäre zu Asche verbrannt." Die Bohne sagte: „Ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden." — „Wäre mir denn ein besser Schicksal zu teil geworden?" sprach das Stroh, „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechzig hat sie auf einmal geapckt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft." — „Was *sollen wir* aber nun anfangen?" sprach die Kohle. „Ich

meine," antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammen halten und damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen."

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: „Ich will mich quer über legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinüber gehen." Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter ihr das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst: sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach: die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

*35. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte,

lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort, meinte er, könne er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte, wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab ich reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ — „Weißt du was?“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit, und laß dich auch bei der Musik annehmen! Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund wars zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenns einem an den Kragen geht?“ antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?“ — „Geh mit uns nach Bremen! du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ — „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ — „Ei, was, du Rotkopf!“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir vier zu-

sammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste; der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da deuchte ihm, er sehe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran thäten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sichs wohl sein." — „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hin-

aus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen!“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf ihn und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, der hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus

wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

*36. Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „Die erste lautet: wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer lauft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „Die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier!“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt sie nur!“ Aber niemand war dazu im stand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.“

*37. Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldkatze mit Gold und Silber gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt; als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel." — „Laß ihn fehlen!" erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl fest halten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Roß Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ichs zum Schmied führen?" — „Laß es fehlen!" antwortete der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück," sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile!

38. Frau Hütt.

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Äcker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte, Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen; weil der Baum aber am *Rande eines* Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm

gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröstete ihn, versprach ihm ein neues, schönes Röcklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosame nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hütt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tag.

In vielen Gegenden Tirols, besonders in der Nähe von Innsbruck, wird bösen und mutwilligen Kinder die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brot werfen oder sonst Übermut damit treiben. „Spart eure Brosamen," heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hütt!"

39. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme! ich wollte doch auf ihn losgehen." — „Dazu kann ich dir helfen," sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen!" Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf:

„Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts: da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe: da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurück lief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ — „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah tot wäre liegen geblieben.“ — „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist: du wirfst das Beil so weit, daß dus nicht wieder holen kannst.“

40. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußte er nicht, wie ers anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät: verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weils von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt, und versucht euch, und lerne jeder sein Handwerk! wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, *der* soll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammen kommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „Nun kann dirs nicht fehlen, du kriegst das Haus.“ Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sichs nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „Fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.“ Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen: sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld daher gelaufen. „Ei,“ sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife, schaumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasierte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir,“ sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein.“ Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl,“ sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.“ Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren!“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel: und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er

den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

41. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O, ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ — „Was muß ich thun?“ fragte der Bauer. „Erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eins, wo vorn ein Göckelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff dir damit Kleider an, und was sonst zur Dokterei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ich bin der Doktor Allwissend! und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wies ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen, großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte *und auch* wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre.

Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre. Ja, der wäre er. — So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen. — O, ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit. Der Herr war das zufrieden und ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. Ja, aber seine Frau, die Grete, auch, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste;" und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brachte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb," und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an: er hat gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten gings nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hineintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und blinzelte den Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen: sie wolltens ja gerne heraus geben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte: es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr,

nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Wie er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wers gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

42. Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn!“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein!“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbei trabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer, wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?“ — „Ich muß ja wohl,“ antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heim zu tragen: es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs auf die Schulter.“ — „Weißt du was?“ sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ — „Von Herzen gern,“ sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf,

gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp! hopp! rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahin ritt. Über ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp! hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäbe ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mirs beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und

Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da, trinkt einmal, und erholt Euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." — „Ei, ei," sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." — „Hört, Hans!" sprach da der Metzger, „Euch zu Liebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen!" — „Gott lohn Euch Eure Freundschaft!" sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursche zu ihm, der trug eine schöne, weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vor-

teilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal!“ fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ — „Ja,“ sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört!“ fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mags nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stalle gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habts da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten: das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang: „ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da, und laßt mir Eure Gans!“ — „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen,“ antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet.“ Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ichs recht überlege,“ sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herauströufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr: und endlich die schönen, weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind!“

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an.

und sprach: „Euch gehts wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid.“ — „Ja,“ antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?“ — „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ — „Und das Schwein?“ — „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ — „Und die Kuh?“ — „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ — „Und das Pferd?“ — „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ — „Und das Gold?“ — „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt Ihrs nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht.“ — „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben! wollt Ihr das?“ — „Wie könnt Ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun,“ sprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen, schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin, und hebt ihn ordentlich auf!“

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein,“ rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh auf-

gezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben: damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich, wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne!" Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

43. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß eines Abends ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen. Da dachte unser Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen: bei ihm will ich übernachten." Der Reiche, als er an seine Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann von Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott nicht aussah, wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine

Thüre klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Auskommen!“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir!“ sagte er, „es ist schon finster, und heute könnt Ihr doch nicht mehr weiter kommen!“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sichs bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, ließen die beiden Alten nicht ab, bis der liebe Gott sich in ihr Bett legte, sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Thüre stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen!“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ — „O, ja,“ sagte der Mann, „wenn ich auch das noch erhalten kann, so wär mirs wohl lieb.“ Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er

legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Was ist geschehen? gestern Abend stand noch die alte, elende Hütte, und heute steht da ein schönes, neues Haus. Lauf hinüber, und höre, wie das gekommen ist!“ Die Frau ging und fragte den Armen aus: er erzählte ihr alles. Da lief sie eilig zurück und erzählte es ihrem Manne. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen! hätte ich das nur gewußt! der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ — „Eil dich,“ sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen!“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du thust, die sollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammen bringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!“ aber das Pferd machte aufs neue Männerchen. Da rief er ganz un-

geduldig: „So wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitts ab, hings auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen. „Du hast noch zwei Wünsche übrig,“ dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahin ging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm so warm und verdrießlich zu Mut: der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche,“ sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich wills aber so einrichten, daß mir nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“ Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließ sichs wohl schmecken, und ohne daß ers wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn auf meinem Rücken schleppe.“

Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte daheim auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubenthür aufmacht, sitzt seine Frau auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen!“ Sie schalt ihn aber und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze? du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel herunter steigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon, *als Ärger,* Mühe, Scheltworte und ein verlornes Pferd: die

Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

44. Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt ich ein Kind, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen!" Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau; aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

so antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste im Land."

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, wie der klare Tag und schöner, als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

so antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich wills nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen!" Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben! ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen!" Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind!" Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterselig allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief, so lange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden sollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein *wenig* Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen

Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte: das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war; da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen." Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbei gelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!" riefen sie, „was ist das Kind so schön!" und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?" — „Ich heiße Sneewittchen," antwortete es. — „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte

ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir nichts fehlen.“ — „Ja,“ sagte Sneewittchen, „von Herzen gern!“ und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung; morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein!“

Die Königin aber dachte nicht anders, als sie wäre wieder die erste und allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief: „Schöne Ware feil! feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?“ — „Gute Ware, schöne Ware,“ antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben,“ und holte *einen hervor*, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehr-

liche Frau kann ich herein lassen," dachte Sneewittchen, riegelte die Thür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind," sprach die Alte, „wie dn aussiehst! komm, ich will dich ordentlich schnüren." Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die schönste gewesen," sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei: da fing es an, ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin: hüte dich, und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind!"

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber," sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zu Grunde richten soll!" und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thüre und rief: „Gute Ware feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur

weiter, ich darf niemand hereinlassen!“ — „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein,“ sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich bethören ließ und die Thür öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen!“ Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit,“ sprach das boshafte Weib, „jetzt ists um dich geschehen,“ und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm; und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Thüre zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Sneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben,“ rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sie*ben Berge zu* den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewitt-

chen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mirs verboten.“ — „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken!“ — „Nein,“ sprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen.“ — Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen!“ Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr seid die schönte im Land.“

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Hause kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf und suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken,“ und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß

man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinauf auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt e n Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Dann sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt!“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes!“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerge Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach, Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir!“ und erzählte, was sich zugetragen hatte und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden!“ Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Johann Peter Hebel.

*45. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand: zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen; ists nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kanns kommen, wenn mann es allen Leuten will recht machen.

46. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und ver-

wunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit einem Dritteile zahle ich meine Schulden, und den übrigen Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

47. Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links.“ Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthüre geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der *sich in der* Not zu helfen weiß!

48. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß. Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. — „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ — Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ — Also ritten sie miteinander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen: was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, es sei gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader uud unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenns ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König, oder ich bins. Denn wir zwei haben allein noch die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bins. Wenn Ihr Euer Rößlein ein-

gestellt und Euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß, ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen!"

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?"

49. Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus. Lieber Leser, denke nicht, der hats lassen darauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edeln Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann Euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Leute Milde und bin jetzt krank." Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: Eben deswegen. Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme, kranke Frau," sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthür zu. Die Frau war die Witwe eines ehmaligen Unteroffiziers, Namens Laroque, bei dem preußischen Regiment von Schönfeld. Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

50. Bequeme Schiffahrt, wers dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach *Heidelberg* gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen

und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fing an zu rechnen: „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun.“ Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt ist,“ sagte er und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er aus Leibeskräften vermochte. Wir kommen eher an Ort und Stelle, dachte er, wenn ich nicht laß bin. In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

51. Der kluge Richter.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wirds wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter

Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in dem Tuch eingenähet, ich finde aber nur noch siebenhundert Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung: der eine, daß achthundert Thaler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch achthundert Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine achthundert Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

52. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen

Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen, warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hof speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ — Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

53. Das wohlfeile Mittagessen.

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst darein. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig verlangte er für **sein** Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch

ein Stück Rindfleisch und ein Gemüs für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich, ob ihm auch nicht ein Glas Wein beliebe. „O, freilich, ja," erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld." Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist mein Geld." Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Thaler schuldig?" Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Thaler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ists Eure Schuld." Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her; es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk," erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzerstück dazu; nur seid stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso!" Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid im Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer." So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich mit einander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

54. Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohl*thätiger* Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute

wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hole mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen!“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für ein reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: ich wills versuchen! „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: der faßts kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzig Mal um den Kreuzer zu betteln. „Thuts ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein!“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt; und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Rezept verschreiben!“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig,

als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

55. Der listige Quäker.

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen: nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes,“ sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tier da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie *das Eurige* haben muß, dem Aussehen nach. Wenns Euch recht,

so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich!“ Der Quäker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben.“ Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäkers nach Haus, aber der Quäker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich!“ Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seid Ihr wohl nach Hause gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenns Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das Eurige steht vor der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut,“ sagte der Quäker, „und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und Euer Rößlein sind miteinander zu Fuß spaziert.“ Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein lauft einen sanften Trab?“ sagte der Quäker.

56. Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: ich will doch auch einmal im roten Ochsen zu Mittag essen, und geht in den roten Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, vornehme und mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Als nun

das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wäre und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer, oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel, da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer in einem grünen Rock mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder herauskam. Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wäre still dazu gewesen oder hätte großen Lärm angefangen. Der Offizier dachte: ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog. Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zu dem andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. Währenddem der Offizier seine Zeche bezahlte und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Offizier dem Wirt die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist teuer genug dazu.“ Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da!“ Da stand der Offizier auf, klopfte dem Wirt auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht,“ sagte er, „ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr Euern Löffel wieder aus dem Ärmel heraus, grüner Herr, so will ich den meinen auch wieder hergeben.“ Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche *Hand gesehen* hatte, dachte er: lieber Spaß als Ernst, und

gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder zu seinem Eigentum, und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirtete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute. Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen. Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

57. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenns die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?“ — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ — Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ — Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht soviel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar

ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

August Hummel.

*58. Von mancherlei Beeren.

Unter allen Beeten im Garten ist das Erdbeerbeet den Kindern das liebste. Schon im ersten Frühling wird es schön grün. Kommt dann der Mai mit seinen warmen Tagen, so ist es wie mit frisch gefallenen Schneeflocken überdeckt; denn dann brechen aus allen Zweiglein die weißen Blüten hervor. Geschäftig fliegen die Bienen ab und zu; summend kriechen sie aus einer Blüte in die andere, denn da drin gibts einen Trunk süßen Honigsaftes. Aber so viel auch die Bienen naschen mögen von dem herrlichen Saft: es bleibt doch noch genug zurück in den Früchten, die sich nach dem Abfallen der Blüten an den Zweigen ansetzen.

Da besuchen nun die Kinder das Erdbeerbeet alle Tage. Sie freuen sich, wenn die Erdbeeren immer größer werden, manchmal so groß wie eine Nuß; und wenn dann ihre grüne Farbe weißlich wird, oder die Sonne ihnen schöne rote Backen malt, oder sie wie die roten Kirschen im grünen Laube hängen, dann ist fröhliche Zeit, da gibts Erdbeeren alle Tage. Aber der Sommer macht es, wie ein sorgsamer Hausvater, der auch nicht alles auf einmal gibt, was er den Seinen zugedacht hat. Das zeigt sich schon im Garten. Hinten an der Gartenwand stehen in Reihen die Himbeersträucher. Die bedecken sich auch allgemach mit Beeren; aber man muß warten, bis sie recht schön rot und so weich sind, daß sie einem auf der Zunge vergehen. Im ganzen Garten zerstreut stehen, wie kleine Leute, zwischen den Obstbäumen die Sträucher, von denen man Johannisbeeren und Stachelbeeren pflückt. Schön gelb oder rot hängen in dem Laube der Johannisbeersträucher die Beerlein wie zierliche Weintrauben; einzeln sitzen die Stachelbeeren, aber sie werden auch größer und süßer, als die Johannisbeeren, und solch schöne, große Stachelbeere mag wohl den Mund des kleinen Hans füllen.

Wohin man auch schauen mag in der fröhlichen Sommerzeit, da hat Gott den Menschen den Tisch gedeckt mit schönen, saftigen Beeren. Du wanderst durch den Wald, es ist heiß und schwül, und die Zunge klebt am Gaumen. Siehe, da leuchtet es blau aus dem niederen Gebüsch und ladet zum Pflücken ein. Und wie vielen fleißigen Händen gibt nicht der Heidelbeerstrauch ein gut Stück tägliches Brot! Mit großen Kämmen aus Holz streifen Frauen und Kinder draußen im Walde die blauen Beeren von den Sträuchern, und die großen Weidenkörbe füllen sich bis zum Rande. Und dann macht sich der Vater auf und fährt die reiche Beerenernte weit hinein ins Land. Bald ist seine Ladung abgesetzt, und er nimmt ein gut Stück Geld mit in die Heimat zurück. Und wenn es mit den Heidelbeeren zu Ende geht, so kommen die harten, roten Preißelbeeren an die Reihe, die macht die Mutter ein in Gläsern und Büchsen, damit auch im Winter auf dem Mittagstische etwas stehen könne von den süßen Gaben des Sommers.

*59. Von mancherlei Nüssen.

Draußen im Walde wächst der Haselnußstrauch. Er ist einer der schönsten unter den Waldsträuchern. Aufrecht stehen seine schlanken, fast geraden Zweige, und die schöngrünen Blätter sind beinahe so groß, wie die Hand eines Kindes. Aber am schönsten ist er doch im Sommer. Da lugen aus den Blättern hervor kleine Näpfchen, die sind oben offen und am Rande seltsam zerschlitzt, als hätten Kinderhände sie mit kleinen Scheren ausgeschnitten. In diesen Bechern sitzen die Haselnüsse. Anfangs sehen sie grün aus, später werden sie bräunlich. Dann aber bleiben sie nicht mehr in den Bechern sitzen, sondern fallen aus. Ehe es aber so weit kommt, ist im Haselnußgesträuch ein lustig Leben. Die Landleute sammeln die bärtigen Becherlein mit den Nüssen darin; nach einigen Wochen fallen diese dann von selbst aus, und nun ist es auch nicht mehr lange hin bis zu dem fröhlichen Weihnachtsfeste, wo die braunen Haselnüsse unter dem Christbaume selten fehlen.

Am liebsten aber schauen die Kinder doch wohl nach den Walnüssen. Denn die glänzen in Gold und Silber im Christbaumlichte, und wenn man dann eine mit dem Nußknacker aufknackt, so hat man gleich einen ganzen Mund voll süßen Nußkerns. Den Baum, von dem die Walnüsse kommen, kennt jedes von euch. Es ist der alte, weitästige Baum hinten im Garten, unter dem es sich an heißen Sommertagen so gut spielen läßt, denn seine großen, wohlriechenden Blätter lassen nur wenige Sonnenstrahlen hindurch. Auch die Walnuß sitzt, ehe sie reif wird, in einem grünen Häuslein wohlgeborgen. Aber das ist überall geschlossen, und ich rate euch, mit den Fingern davonzubleiben, wenn ihr euch nicht schwarz färben wollt, wie die Mohren. Wenn die Nuß reif ist, fängt das Gehäuse an zu faulen, und die Nuß fällt aus. Aber darauf warten die Menschen nicht, sondern schlagen sie schon vorher mit Stangen herunter.

Nun essen aber nicht allein die Menschen gern die süßen Nußkerne, sondern auch Tiere knacken gern Nüsse. Am liebsten von *allen Tieren thut* dies das flinke Eichhörnchen. Das schmaust zur

Herbstzeit nach Herzensluſt Haſelnüſſe. Wenn aber dieſe eingeerntet ſind, dann geht es zum Buchenbaum. Darauf wachſen die kleinen dreikantigen Buchnüſſe oder Bucheckern, die ſchmecken ſo ſüß wie Haſelnüſſe. Weil ſie aber ſo klein ſind, ſo ſcheuen die Menſchen die Mühe des Einſammelns, und daher findet das Eichhörnchen ſtets auf der Buche einen gedeckten Tiſch.

Unter dem Weihnachtsbaume liegen nun oft auch noch Pfeffernüſſe. Wer von euch kann wohl ſagen, auf welchem Baume dieſe wachſen?

60. Eine Schwalbengeſchichte.

Unter den Vögeln gibt es einen kleinen Baumeiſter, das iſt die Schwalbe. Wenn ſie am Dache ihr Neſt baut, ſo iſt niemand fleißiger als ſie. Der erſte Sonnenſtrahl ruft ſie zur Arbeit. Am Ufer des Teiches oder an einer Regenpfütze holt ſie in ihrem breiten Schnabel Schlamm, knetet ein Hälmchen hinein und fliegt zum Neſt. Mit großem Geſchick führt ſie die Mauer desſelben in die Höhe, immer nur ein ganz kleines Stück, ſo daß ſie manchmal zwölf Tage lang baut, ehe das Neſt ganz fertig iſt.

Bei dem Neſtbau hat es die Schwalbe manchmal auf dieſen oder jenen Ort ganz beſonders abgeſehen. So hatten einſt im Frühling zwei Schwalben durch ein Schiebfenſterchen den Weg in eine Schulſtube gefunden. Als am Morgen die Kinder in die Stube traten, da gab es ein Verwundern, daß die behenden Tierchen in der Ecke zu bauen begannen. Und als der Lehrer hereintrat, freute er ſich der kleinen Gäſte und legte es den Kindern warm ans Herz, ſie nicht zu ſtören. Eine Woche und darüber waren es aber die Schwalben, die da ſtörten. Denn ſo oft ſie zum Schiebfenſterchen hereinflogen, um am Neſt weiter zu bauen, fuhren die Köpfe der Kleinen von Leſebuch und Schiefertafel in die Höhe, und die Augen leuchteten vor Freude, wenn ſie die munteren Tierchen ſo fleißig am Werk ſahen. Und als nun die Tage wärmer wurden, da flog auf einmal nur noch eine Schwalbe ab und zu. „O weh!“ klagten da die Kinder, „unſer eines Schwälblein lebt nicht mehr; gewiß hat es ein Raubvogel gefangen und zerriſſen.“ Da lächelte aber der Lehrer und ſagte:

„Nicht also, sondern unser Schwälblein sitzt im Neste; wartet nur geduldig, und stört das Vöglein nicht, so sollt ihr eure Freude an ihm haben!“ Und es war, wie der Lehrer gesagt hatte. Etwa zwei Wochen mochten vergangen sein, da flogen wieder alle zwei Schwalben aus und ein. Hatten sie sich aber früher fast den ganzen Tag im Freien herumgetummelt, so flogen sie jetzt eins um das andere ab und zu. „Sie haben Junge im Nest,“ sagte der Lehrer zu den Kindern, „die haben stets Hunger, und da müssen ihnen die Alten Mücken und Fliegen zutragen.“ Und oft hörte man auch das leise, fröhliche Piepen der Jungen, das klang ganz wundersam, wenn vielleicht gerade der Lehrer redete von der Güte des himmlischen Vaters gegen alles, was da lebet und webet. Und wieder nach einigen Wochen waren den jungen Schwälblein die Federn gewachsen, und sie wurden flügge. Da litt es sie nicht mehr im Nest, und sie kamen hervor eins nach dem andern und regten die Flügel. Anfangs ging es noch schlecht; eins flatterte auf den Schrank, das andere setzte sich auf den Ofen, das dritte gar kehrte ängstlich wieder in das sichere Nest zurück. Aber da waren auch die Alten zur Hand. Die machten ihnen mit frohem Gezwitscher Mut und zeigten, wie man es machen müsse beim Fliegen, und das ging dann bald so gut, daß die Jungen so geschickt flogen, wie die Alten. Einige Tage sind dann die Jungen noch in der Schulstube umhergeflogen und haben die Fliegen weggefangen; dann aber, als sie durch das Schiebfensterchen einmal einen Ausflug gemacht hatten in die große, weite Welt, sind sie eins nach dem andern weggeblieben. Die Alten aber legten noch einmal Eier, brüteten die Jungen aus und lehrten sie fliegen, bis im Herbst alle zusammen mit ihnen die große Reise über das Meer antraten.

Friedrich Jacobs.

*61. Das Kind und die Wölfe.

Auf dem Riesengebirg war einmal eine arme Frau, die *hatte ein kleines* Kind und auch eine große Herde. Die Herde

aber war nicht der Frau, sondern sie hütete sie nur. Und da saß sie einmal mit ihrem Kinde an dem Walde und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe, und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase.

In dem Walde waren böse Wölfe, und da die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen und könnte die Kühe fressen. Und da stand sie auf, gab dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu und sagte: „Da, Kindchen, nimm und iß! Nimm aber den Löffel nicht zu voll!" Und nun ging sie in den Wald und wollte die Kühe heraustreiben. Und wie nun das Kind so allein da saß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgesprungen und gerade auf das Kind los und faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke an und trug es in den Wald. Und da die Mutter wiederkam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand fest gehalten. Und wie das die Mutter sah, dachte sie gleich: das hat kein anderer gethan als der Wolf! und lief in das Dorf und schrie entsetzlich, daß die Leute herauskämen.

Da kam ein Bote durch den Wald gegangen, der hatte sich verirrt und wußte nicht, wo er war. Und wie er so durch die Büsche geht und den Weg sucht, hört er etwas sprechen und denkt gleich: da müssen doch wohl Leute sein. Und es sagte immer: „Geh, oder ich geb dir was!" Und wie er nun die Büsche von einander macht und sehen will, was es ist, sitzt ein Kindchen auf der Erde, und sechs kleine Wölfchen drum herum, die fahren immer auf das Kind zu und schnappen ihm nach den Händen — aber die alte Wölfin war nicht dabei, die war wieder in den Wald gelaufen — und wenn ihm nun die Wölfchen nach den Händchen schnappen, schlägt es sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagt immer dazu: „Geh, oder ich geb dir was!"

Und der Bote wunderte sich und lief geschwinde hin und schlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, daß sie alle davon liefen, und das Kind nahm er geschwind von der Erde in

die Höh und lief und lief; denn er dachte, die alte Wölfin könnte wieder kommen; und da währte es gar nicht lange, da kamen auch die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln und wollten den Wolf tot machen. Und die Mutter war auch dabei. Und da sie sah, daß der Wolf das Kind nicht gefressen hatte, war sie sehr vergnügt und dankte dem guten Manne tausendmal und noch mehr dem lieben Gotte, daß er ihr das Kind nicht hatte fressen lassen.

Lorenz Kellner.

*62. Gespensterfurcht.

„Karoline," sagte eines Abends die Mutter zu ihrer Tochter, „gehe doch einmal in die Küche, und hole mir den zinnernen Teller, welcher gleich vorn auf dem Tische steht!" Karoline stand auf und ging hinaus. Bald aber kam sie wieder ohne den Teller und mit leichenblassem Gesichte. „Kind," rief ihr die Mutter entgegen, „was fehlt dir denn?" — „Ach, Mutter," antwortete Karoline stammelnd, „in der Küche ist ein Geist, ein weißes Gespenst." Die Mutter ergriff sogleich ein Licht und sagte lachend: „Komm, thörichtes, furchtsames Mädchen, wir wollen das Gespenst fangen! Wo ist es denn?" Zitternd zeigte Karoline in eine Ecke. Jetzt ging die Mutter darauf zu und fand weiter nichts, als ein reines Küchenhandtuch, auf welches der Mond schien. Das Tuch hatte sich bewegt, als das furchtsame Mädchen die Thüre öffnete.

Die übrigen Geschwister lachten Karoline noch oft wegen ihrer Furchtsamkeit aus.

*63. Das Mäuschen und der Löwe.

Einst lag ein Löwe im Schatten des Waldes und schlief. Da lief ein Mäuschen leichtsinnig über ihn weg. Er wachte auf und haschte den Ruhestörer. „Du sollst sterben!" rief erzürnt der Löwe. „Ach," bat das zitternde Mäuschen, „Gnade, Herr Löwe, *Gnade! was brächte* es Euch für Ehre, ein so kleines Tierchen,

wie ich bin, zu töten?" — Da wurde der Löwe sanft und schenkte dem Tierchen die Freiheit. Froh schlüpfte die Maus fort, indem sie sagte: „Wenn ich Euch einmal wieder gefällig sein kann, so soll es mich freuen." Wenige Wochen darauf hatte sich der Löwe unvorsichtigerweise in dem Netze eines Jägers gefangen. Vergebens suchte er sich loszumachen. Die Knoten und Stricke waren zu fest, und sein ängstliches Gebrüll schallte so laut durch den Wald, daß sich alle Tiere scheu verkrochen. Nur unser Mäuschen schlich neugierig herbei und sah den Löwen in Gefahr. „Wart," sprach es, „weil Ihr mir neulich das Leben schenktet, so will ich Euch heute schon helfen!" Hiermit fing die Maus an, mit ihren scharfen Zähnchen die Knoten des Netzes zu zernagen; bald war auch die Öffnung groß genug und der Löwe gerettet. Im Weggehen dankte er der kleinen Maus und sagte: „Wahrlich, auch der Schwächste und Kleinste kann nützlich werden!"

*64. Der Frühling.

Der schöne Frühling ist wieder gekommen! Nun scheint die helle Sonne wärmer, und die Bäume des Waldes werden grün. Meine Augen sehen überall bunte Blümchen. Überall, auf jener Wiese und dort in dem Garten, sprossen sie hervor und erfüllen die reine Luft mit ihrem angenehmen Geruche. Die Vöglein im Walde singen ihr munteres Liedchen und bauen künstliche Nester; der Landmann besäet wieder seinen Acker. In dieser schönsten Zeit des Jahres spielen wir Kinder gar gerne draußen im Schatten der Bäume oder auf blumigen Wiesen. Wir brauchen dann nicht mehr solche Handschuhe von Pelz, wie wir sie im Winter hatten, denn die liebe Sonne scheint warm genug. O, wie schön ist der Frühling! Wir wollen unsern Vater im Himmel lieben, der ihn zur Freude der Menschen schuf.

*65. Der Sommer.

Im Sommer scheint die Sonne heißer, als im Frühlinge. Die vielen Blumen, welche noch blühen, das Gemüse in den Gärten und alles auf dem Felde schmachtet dann nach Regen. Alles bedarf der Erquickung. Da verdunkelt sich der Himmel,

der Donner rollt, Blitze blenden das Auge, und ein wohlthätiger Regen erfrischt die durstigen Bäume und Kräuter. Alles wächst noch einmal so schön, und der Mensch freut sich darüber. — Aber die Hitze wird noch größer, das Getreide reift, und es rötet sich die Kirsche. Sie wird den Wangen des munteren Kindes ähnlich und übertrifft sie bald an frischer Farbe. Die Stachelbeere reift mit der Johannisbeere; die Kinder pflücken sie jubelnd ab und löschen damit ihren Durst. Nach und nach wird das Laub der Bäume dunkler, das Korn wird gelber, und der Schnitter wetzt seine Sense, um es zu mähen: bald liegt es abgeschnitten da, und der Landmann fährt es nach Hause, um es dort in der Scheune zu dreschen. Wie schön ist der Sommer! Er schenkt den Kindern süße Früchte, und durch seine Wärme reift das unentbehrliche Getreide.

*66. Der Herbst.

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach auf die Erde. Die muntern Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, die Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend zurück. Einige, wie Rotkehlchen und Drosseln, werden in künstlichen Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Hollunders und der Vogelkirsche dienen zur Lockspeise, und kommt das hungrige Vögelchen, um zu naschen, setzt es sich auf das kleine Springholz, so fällt dieses zur Erde, und der Näscher ist in der Schlinge gefangen.

Nur wenige Blumen, als die Aster und Goldrute, blühen noch; das Gras auf den Wiesen ist längst abgemäht; die Blätter aller Kräuter welken und verdorren.

Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rotwangigen Äpfel und legen sie in Körbe. Vieles Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man schüttet und legt es deshalb auf Stroh, wo es mürbe wird und

dann noch beſſer ſchmeckt. Der Winzer ſammelt jetzt die reifen Trauben. Er ſchüttet ſie freudig in die Kelter; ſie werden gepreßt, und dann quillt jener ſüße Moſt heraus, der ſich ſpäter in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat ſich ſchon durch ihn geſtärkt, wie mancher Traurige erfreut!

Wie tot iſt bald alles auf dem Felde! Hafer und Gerſte ſind gemäht worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann oder ſäet Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen ſchleicht der Jäger, um das ſorgloſe Wild zu überraſchen. Alles iſt jetzt eingeerntet; der Menſch hat nun für den Winter zu leben und vergeſſe nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm ſo reichlich wachſen ließ.

*67. Der Winter.

Im Winter ruht die Erde und ſammelt neue Kräfte für den künftigen Frühling. Sie macht es, wie der Menſch. Auch dieſer legt ſich am Abend zur Ruhe und ſchläft während der Nacht. Geſtärkt erwacht er dann am Morgen. Die Bäume haben jetzt ihren Schmuck verloren und ſtehen entlaubt da; die Blumen ſind verblüht, das Gras der Wieſen iſt verwelkt und alles ſtill. Kein munterer Singvogel läßt mehr ſeine Lieder erſchallen, und nun treibt kein Hirt mehr ſeine Herde ins Freie. Kalt, ſehr kalt iſt es oft während des Winters, und die Leute hüllen ſich deshalb tiefer in warme Kleider und Pelze. Jetzt kann man den Ofen nicht entbehren. Man heizt fleißig ein, damit es in den Stuben warm werde. Manche arme Leute haben weder Holz noch Kleidung und müſſen daher frieren. Könnte ich ihnen doch helfen! Das Waſſer gefriert vor Kälte und verwandelt ſich bald in Eis. Flüſſe und Teiche ſind im Winter gar oft von ihm bedeckt. Durch die Kälte gefrieren auch die Dünſte in der Luft und fallen als Schnee herab. Dieſer bedeckt Dächer, Straßen und Fluren mit einem weißen Teppich und blendet das Auge des Wanderers. Unter dem Schnee wächſt die junge Winterſaat luſtig empor, da ſie durch ihn vor Kälte geſchützt wird.

Freilich können wir jetzt nicht mehr ſo häufig draußen ſpa-

zieren gehen, denn die Tage dauern nur acht bis neun Stunden, und oft ist das Wetter sehr rauh. Aber doch bietet der Winter uns Kindern viele Freuden. Wie schön ists, wenn wir auf Schlitten schnell die Hügel hinabgleiten! Wie schön ists, wenn wir auf dem glatten Eise, die Füße mit Schlittschuhen beflügelt, dahin eilen! Welche Lust ists, wenn der Schnee zu tauen beginnt! Da wälzen die Knaben einen Schneeball so lange vor sich her, bis er groß genug ist. Nun wird noch ein kleinerer darauf gesetzt, und der Schneemann ist fertig.

Während der langen Winterabende bleiben die Kinder zu Hause. Da können sie um Nüsse und Äpfel spielen oder in nützlichen Büchern lesen und sich dadurch angenehm die Zeit vertreiben.

Auch das schöne Weihnachtsfest wird im Winter gefeiert. Es soll uns an die Geburt des Heilandes der Welt erinnern. Da gehen alle, groß und klein, froh in die Kirche und danken Gott für die Sendung seines Sohnes. Wir Kinder aber werden an diesem freundlichen Feste von unsern guten Eltern beschenkt. — Ja, auch der Winter ist schön!

Friedrich Adolf Krummacher.

*68. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmannes das Vöglein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder ins Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen und baute sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen. Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmannes und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Land-

mann aber samt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten.“ Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeugt Gegenliebe!“

*69. Der Morgentraum.

Ein kleiner Knabe, Namens Leopold, kam des Morgens hernieder aus seinem Schlafkämmerlein und weinte bitterlich, also daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Sein Vater aber und seine Mutter traten bestürzt hinzu. Denn sie meinten, es sei dem Kinde ein großes Übel begegnet, oder es sei krank und empfinde heftige Schmerzen und Reißen im Haupt oder in den Gliedern. Und sie fragten das Kind und sprachen: „Liebes Kind, was fehlet dir? wer hat dir was zu leide gethan?“ Da that das Kind seinen Mund auf und sprach: „Ach, ich hatte vorher zwölf niedliche, weiße Schäfchen, und sie gingen um mich her und leckten mir die Hand, und ich saß unter ihnen mit einem Hirtenstab. Aber nun sind sie alle fort, und ich weiß nicht, wo sie geblieben . . .“ Als er dieses gesagt hatte, begann er von neuem bitterlich zu weinen. Da merkten die Eltern die Not des Kindes, und daß es ein Traum gewesen, und sie lächelten unter einander heimlich. Polli aber war noch immer sehr betrübt um die zwölf Schäfchen. Da beratschlagten die Eltern ernstlich, was zu thun sei, und der Vater erhob sich und sprach: „Polli, ich will gehen und deine Schäfchen suchen.“ Und er ging und kaufte ein Lamm und brachte es und stellte es so, daß der Knabe es sah. Da ward der Knabe sehr erfreut und lief hinzu und herzte das Lämmchen: „Ja, das ist es, das ist es, eben so sah es aus!“ Und er war sehr erfreut, aber von den elf anderen Lämmern sagte er nichts und begehrte ihrer nicht.

Johann Andreas Christian Löhr.

70. Die Himbeeren.

Karline hatte in des Vaters Garten ein Plätzchen mit Himbeeren bepflanzt. Die Himbeeren standen so schön und voll, und die Zweige schwankten und bogen sich unter den roten und weißen Früchten. „Ihr sollt mir recht reif werden," sagte Karline, „ehe ich euch abnehme. Dann will ich euch austeilen; dann sollen sich Lotte und Eduard freuen!" Aber es kam eine stürmische Nacht; der Wind rauschte in den Bäumen, und der Regen fiel in vollen Güssen herab. Karline hatte nichts davon im Schlafe gehört. Der Tag nach dieser Nacht war heiter und warm, und Karline nahm sich vor, die Himbeeren heute zu pflücken. Sie ging zu dem Plätzchen, am Arm ein Körbchen, und unten ins Körbchen Weinblätter gelegt. Aber sie findet die Sträucher leer — die schönsten Beeren fehlen, und nur die schlechten und unreifen sind noch vorhanden. „O, meine Beeren! — Wo sind die schönen Beeren?" ruft das Mädchen traurig. „Nun ist meine Freude dahin!" Sie wußte nicht, wo die Beeren geblieben waren; sie glaubte, sie seien gestohlen, sah noch mit nassen Augen die ledigen Sträucher an und ging mit gesenktem Köpfchen davon. Karline setzt sich traurig mit ihrem Strickstrumpf an ein stilles Plätzchen im Garten und kann den Verlust nicht vergessen. „Sie sind fort," sagt sie zu sich selbst, „die besten sind fort." — „Wo ist denn Karline?" fragt die Mutter nach einigen Stunden, „so lange kann doch das Pflücken nicht dauern?" Die Mutter sucht ihr Kind — und findet es: „Kind," sagt sie, „warum so allein? Ich denke, du pflückst' deine Himbeeren und willst uns damit beschenken?" Die Thränen brachen aus den Augen des Kindes hervor. „Mutter," sagt es, „die Himbeeren sind fort — wer weiß, wer sie genommen hat?" — „Genommen?" antwortet die Mutter, „weißt du denn gewiß, daß sie jemand genommen hat?" Karline weiß es freilich nicht gewiß. „Vielleicht," fährt die Mutter fort, „hat sie der Wind abgeschüttelt und der Regen abgeschlagen — wir haben diese Nacht starken Regen und Wind *gehabt!*" — „Was hilft mich es, Mutter," antwortet das Kind,

„dann sind sie ja auch alle verloren!“ Die Mutter sagt: „Komm nur!“ und geht mit Karlinen zu den Himbeersträuchern. Das Mädchen sieht unter die Sträucher. Da liegt alles voller Himbeeren! Karlinens Augen werden heller, denn die Himbeeren sind größtenteils gut und schön. Karline liest auf; die Mutter hilft ihr; das Körbchen wird voll; Lotte und Eduard und die Eltern werden beschenkt, und alles ist vergnügt und zufrieden. „Siehst du,“ sagt die Mutter, „man kann manchem Übel noch abhelfen, wenn man nur nicht gleich klagt und jammert, sondern sich erst bedenkt, ob nicht mehr zu helfen ist; und manches ist gar nicht so schlimm, als man im Anfang wohl denkt!“

71. Die Jahrmarktspuppen.

Im kleinen Städtchen Neuenberg war Jahrmarkt, und da am ersten Jahrmarktstage so schönes Wetter war, so kamen die Landleute in großer Menge zur Stadt, Männer und Frauen und Kinder. Der Weg zum Markte ging vor dem Hause der Frau Linden vorbei, die mit ihren drei Töchtern nicht weit vom Fenster saß und nähete. Die Kinder sahen immer durchs Fenster nach den Jahrmarktsleuten hin und lachten von Zeit zu Zeit einander ein wenig zu. Die Mutter bemerkt jetzt, daß die Leute stehen bleiben und nach der Gegend ihres Kammerfensters hin sehen. „Was haben denn,“ sagt sie, „die Leute dort? Was fällt ihnen denn an unserm Hause auf?“ Sie sieht zum Stubenfenster hinaus und entdeckt am ganzen Hause nichts, was die Aufmerksamkeit der Leute erregen könnte. Nach wenigen Minuten kommt wieder eine ganze Schar Landleute und bleibt dem Kammerfenster gegenüber stehen, und einige weisen mit Fingern und Stöcken nach dem Fenster hin und scheinen über etwas zu sprechen. „Das ist mir unbegreiflich,“ sagt Frau Linden, „was das sein muß!“ und ihre Kinder fangen laut an zu lachen. „Mutter,“ sagt Karline, die älteste, „sieh nur in die Kammer!“ Die Mutter sieht in die Kammer. Da sind beide kleinere Kammerfenster geöffnet, und an den Fenstern stehen der Reihe nach alle Puppen der Kinder, aufs beste aufgeputzt, und sehen zum Fenster hinaus. Hier steht die große Puppe und hat ihr Kind umfaßt, daneben

sitzt eine andere auf ihrem Stuhl und sieht recht ehrbar zum Fenster hinaus; ein paar kleine Püppchen, Jungen und Mädchen, stehen auf einer Hütsche und haben sich mit den Armen auf den Fensterrahm gelegt; und wieder eine andere hat den Kopf auf den Arm gestützt, und mit dem Arm ruht sie auf dem Rahmen des Fensters. Jede Puppe hat ihre eigene Lage und Stellung, und jede stellt auch nach ihrer Größe und Kleidung etwas anderes vor. Besonders war die eine Puppe recht auffallend. Sie stellte eine vornehme Dame vor, hatte sich mit ihren Armen aufgelegt, und unter den Armen sah ihr Kammermädchen hindurch. „So, so," sagte Frau Linden, nachdem sie die Puppen gesehen hatte, „nun versteh ich, warum die Leute so hersehen! Aber ihr thätet wohl besser, ihr nähmt die Puppen dort weg. Die Leute möchten sonst glauben, es würden hier Puppen verkauft." Die Kinder baten gar sehr, die Puppen am Fenster lassen zu dürfen. „Es macht uns so vieles Vergnügen," sagte Karline; „was schadet es auch, wenn sie schon denken, es würden hier Puppen verkauft!" — „Gut, es sei darum," antwortete die Mutter; „aber wenn nun jemand herein kommt und eine Puppe erhandeln wollte?" — „O, das wäre hübsch," sagten die Kinder, „das wäre hübsch; da schenkten wir ihm eine Puppe!" Die Puppen blieben bis Nachmittag im Fenster, und einige Leute blieben immer von Zeit zu Zeit dem Fenster gegenüber einige Augenblicke stehen und sprachen über die Puppen. Jetzt pocht etwas an die Stubenthür. Man ruft: herein! und es tritt ein wohlgekleideter Bauer ein. Der Mann sieht sich verlegen um. „Ich bin wohl hier unrecht," sagt er; „ich dächte, es wären hier Puppen zu kaufen — es wird aber wohl im nächsten Hause sein, wo ich sie heute früh gesehen habe!" Die Mutter sagt dem Manne, daß er das rechte Haus gar nicht verfehlt habe, erklärt ihm aber, daß die Puppen alle ihren Kindern gehören und nicht zum Verkauf seien. „Das thut mir leid," spricht der Mann, „ich hätte gerne meinem kleinen Mädchen eine Puppe mitgebracht; es hat mich so sehr darum gebeten, und in der Stadt habe ich keine Bude mit Puppen gefunden." — „Denk an dein Wort, Karline!" sagt jetzt Frau Linden, und Karline ging in die Kammer und holte ein artiges

Püppchen. „Würde denn dieses dem kleinen Mädchen gefallen?“ fragte sie freundlich den Mann. „Ei,“ antwortete dieser, „könnt ich so eins bekommen, da freuete sich das Kind halb tot!“ Da sagt ihm Karline, daß sie ihm das Püppchen schenke. Der Mann weigerte sich zwar sehr, aber die Kinder baten so lange, die Mutter redete so lange zu, bis er die Puppe nahm. Der Mann dankte etwas verwirrt und meinte, er wisse nicht, wie er dazu käme, und die Kinder waren den ganzen Tag äußerst vergnügt über den Vorfall und dachten noch lange nachher mit vielen Freuden daran. Der Jahrmarkt, die Freude mit den Puppen und der Mann waren fast vergessen, da kommt im Herbst in aller Frühe jemand ins Haus, pocht an die Stube und tritt herein — es war der Mann, dem die Kinder die Puppe geschenkt hatten. Der Mann bringt einen schönen Gruß von seiner Frau — er erzählt von der Freude, die sein Kind über das Püppchen gehabt hätte, und daß es noch reinlich und unzerrissen sei, so wert sei es dem Kinde. „Aber,“ setzte er hinzu, „da muß ich die Kleinen doch wieder beschenken!“ Indem er das sagt, nimmt er den weißen Kober ab, den er umhängen hatte; er öffnet den Kober und holt eine große Menge schöner, dunkelschwarzer Weintrauben heraus, alle in Weinblätter sorgfältig eingepackt und legt sie auf den Tisch. „Sein Sie zufrieden mit uns,“ sagt er, „wir Bauern haben nichts Besseres.“ Mutter und Kinder danken dem Manne freundlich, und Karline sagt ihm, wenn das Püppchen seiner Tochter untauglich sei, so möge er doch ja von ihr ein anderes holen.

August Gottlieb Meißner.

*72. Die Taube und die Biene.

Eine durstige Biene wollte an einem Bache trinken, versah es, glitt hinein und stand eben im Begriffe unterzugehen, als eine Taube, die vom nächsten Gesträuch zugesehen hatte, mitleidig ein Zweiglein ins Wasser warf, woran jene sich anhielt und rettete. Bald darauf spannte ein Jäger seinen Bogen auf die

Taube, die seiner nicht wahrnahm. Eben wollte er losdrücken, als die Biene sah, in welcher Todesgefahr ihre Retterin sich befand. Sie flog hurtig herbei und stach den Jäger in den Fuß. Dieser unvermutete Schmerz übermannte ihn; er machte ein Geräusch, verzog mit dem Schuß, und die gewarnte Taube entflog.

*73. Die Krähen und der Wasserkrug.

Zwei durstige Krähen flogen umher und fanden ein Gefäß, auf dessen Boden zwar ein gutes Teil Wasser sich befand, doch das Gefäß war selbst allzu hoch und allzu enge. Sie versuchten es umzustoßen oder zu zerbrechen. Beides war vergeblich, und eine dieser Krähen flog mißmutig weiter. Aber die andere blieb, sann weiter nach und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Nicht weit von diesem Wasserkruge lagen viele kleine Kieselsteine hie und da verstreut. Sie holte solche herbei und warf sie nach und nach ins Wasser. Immer höher und höher stieg dasselbige. Ehe eine halbe Stunde verging, konnte die Krähe ihren Durst bequem und reichlich stillen.

Verzweifle nicht bei Schwierigkeiten! Anhaltende Mühe hat schon manches durchgesetzt, was anfangs unmöglich schien.

*74. Der lügenhafte Hirt.

Ein junger Hirte hatte die Unart, seine Mitgenossen oft unnötig in Angst zu versetzen. — „Ein Wolf! ein Wolf!“ rief er dann überlaut; und wenn alle Hirten nun herbeeilten, stand er ganz ruhig da und lachte. Einigemal gelang es ihm; aber bald kam es dahin, daß niemand mehr ihm glaubte; und siehe, gerade dann brach wirklich ein Wolf in seine Hürden ein. „Zu Hilfe, meine Brüder, zu Hilfe! ein Wolf, wahrhaftig, ein Wolf!“ schrie er ängstlich seinen Nachbarn zu. Sie hörten ihn, blieben ruhig in ihren Hütten, und unversehrt konnte der Wolf die Hälfte seiner Schafe erwürgen.

Flieh Lügen sorgfältiger, als Feuer! der Lohn der Lügner ist, daß man selbst dann ihnen nicht glaubt, wenn sie Wahrheit *sprechen.*

*75. Der Fuchs und der Ziegenbock.

Ein Fuchs und ein Ziegenbock gingen zusammen über Land. Es war Sommer und die Hitze eben sehr groß. Beide Wanderer überfiel ein gewaltiger Durst. Sie fanden endlich einen Brunnen, sahen Wasser genug in ihm, doch nirgends einen Eimer zum Schöpfen. „Dem ist leicht abgeholfen," sprach der Ziegenbock, „wir springen hinunter!" Der Fuchs bedachte sich zwar ein paar Augenblicke, doch sein Durst war allerdings quälend. Er entwarf sich daher im voraus schon seinen Plan und sprang dem Ziegenbock nach. Jetzt war ihr Bedürfnis befriedigt; aber jetzt entstand auch die Frage, wie wieder heraus zu kommen sei. „Noch weiß ich Rat," sprach der Fuchs, „tritt nur auf deine Hinterbeine, stemme mit den Vorderfüßen dich gegen den Brunnen, strecke deinen Kopf vorwärts, dann komm ich leicht auf deine Hörner, kann aus dem Brunnen springen und auch dir hinaus helfen." Der Ziegenbock that, wie ihm geheißen worden, und der Fuchs kam wieder ins Freie. „Wahrlich," rief er lachend, „nun möchte ich auch dich gern gerettet wissen, aber nirgends sehe ich einen Weg dazu. Wohlan! nimm wenigstens die Regel zum Danke an: Steige nie mehr in einen Brunnen, ohne zu wissen, wie du wieder herauskommen sollst!"

*76. Der beladene Esel.

Ein Esel, der mit Salz beladen war, mußte durch ein Gewässer gehen. Mitten in demselben ließ er auf einige Augenblicke sich nieder, und als er wieder aufstand, fühlte er sich um einen großen Teil seiner Last erledigt, weil das Salz im Wasser zerflossen war. „Den Kunstgriff will ich mir merken!" dachte er und setzte seinen Weg fort. Aber sein Herr bemerkte ihn auch und beschloß, das träge Tier zu strafen. Er belud ihn daher des andern Tages mit Schwämmen und trieb ihn durch eben diesen Bach. Auch jetzt legte sich der Esel in der Mitte nieder. Aber wie erschrak er, als er wieder aufstand und seine Bürde mehr als noch einmal so viel verstärkt fühlte. Kaum, daß er sie ertragen konnte. Und niemals ward wieder dieses Kunststück von ihm versucht.

*77. Die zwei Freunde und der Bär.

Zwei Freunde reisten zusammen und hatten sich fest verbunden, einander in allen Fällen getreulich Beistand zu leisten. Unversehens stieß ihnen unterwegs ein Bär auf; ihm zu entlaufen war unmöglich; doch beide Reisende, wenn sie ihre Kräfte vereinigt hätten, wären vielleicht seiner Meister geworden. Aber kaum erblickte ihn der eine, so kletterte er, so schnell er konnte, auf einen nahen, hohen Baum. Der zweite hingegen, der sich im Stich gelassen sah, warf sich mit dem Gesicht glatt auf den Erdboden hin und hielt den Odem an sich, weil er oft gehört hatte, daß der Bär keine schon toten Körper verzehre. Auf ihn kam jetzt auch wirklich das fürchterliche Tier geradewegs zu, beroch und beleckte ihn lange Zeit, hielt ihm die Nase an Mund und Ohren und ließ ihn doch endlich unverletzt liegen, weil es kein Leben in ihm verspürte. Kaum war der Bär wieder in den Wald hinein und die Gefahr vorüber, als jener von seinem Baum herunterstieg und mit höhnischem Lächeln seinen Gefährten fragte, was das Tier ihm gutes ins Ohr gewispert habe. „Wahrlich, eine sehr gute Lehre," antwortete dieser, „die ich wohl früher wünschte gewußt zu haben; denn er riet mir: Laß dich nie mit Leuten ein, die ihre Freunde zur Zeit der Not verlassen!"

78. Der unzufriedene Esel.

In einem herben Winter wünschte sich ein Esel sehnlich, bald sein Bündl Stroh und sein kaltes Nachtlager mit wärmerem Wetter und mit einem Mundvoll frischen Grases zu vertauschen.

Das wärmere Wetter und das frische Gras kamen, aber mit ihnen zugleich stellte sich so mannigfache Arbeit ein, daß der Esel bald des Frühlings so überdrüssig als des Winters wurde und sich desto mehr nach dem Sommer sehnte. Auch dieser erschien, aber mit ihm zugleich die Ernte. Wie oft mußte jetzt der Esel Korn und Feldfrüchte bald nach Hause und bald in die Mühle tragen! Wie ängstlich seufzte er über den Sommer, und wie inständig wünschte er sich den Herbst! Der Herbst brach an; Äpfel, Trauben und andere Früchte wurden reif, Holz und *Wintervorrat* mußten eingesammelt werden. Nie glaubte der arme

Langohr noch so übel dran gewesen zu sein, und aufs kläglichste flehte er den Winter an, doch ja herbeizueilen, weil er dann Ruhe zu finden hoffe.

79. Der Schoßhund und der Esel.

Ein Schoßhund stand sehr hoch in der Gunst seines Herrn und verstärkte dieselbe noch fast täglich durch seinen lustigen Mutwillen und durch tausend Sprünge und Possen. Einst sah diese letzteren ein Esel mit an, der im Hause gehalten ward, und der mit seinem Schicksal, wobei es freilich oft Schläge setzte, nichts weniger als zufrieden war. „Ha," dachte er, „braucht es nur dergleichen Narrenspossen, um die Gunst meines Herrn zu erwerben und ein wohlgefüttertes Leben zu führen? damit kann ich aufwarten!" Sofort drehte er sich wohl zehnmal in einem Kreis herum, lief auf seinen Gebieter zu, sprang ihm mit den Vorderpfoten auf den Schoß, kurz, machte alles nach, was er vom Hündchen gesehen hatte. Aber sein Herr rief sofort nach dem Knecht, und derbe Schläge belehrten den Esel, daß sein Spiel gar nicht, so wie das Spiel von jenem, gefalle.

80. Die zwei Reisenden und der Geldbeutel.

Zwei Reisende gingen eines Weges mit einander. Plötzlich bückte sich der eine und hob etwas auf. „Ei, sieh doch," sprach er, „da hab ich einen Geldbeutel gefunden!" — „Wenn zwei Freunde zusammen wandern," fiel der andre ein, „so muß es nicht heißen: ich habe, sondern: wir haben gefunden!" — „Um Verzeihung," erwiderte jener, „allerdings habe ich ihn gefunden und will ihn auch behalten!" Kaum hatte er dies ausgeredet, als sie hinter sich ein Geschrei vernahmen, und zwar nach Dieben, die auf der Straße einen Beutel gestohlen hätten! „Ach, Bruder!" rief der Finder desselben ganz erschrocken, „hörst du wohl dieses Geschrei? siehst du jene, die uns verfolgen? man wird den Beutel finden, wird nicht glauben, daß es ehrlich damit zuging, und wir sind verloren." — „O, pfui," erwiderte der andere spöttisch, „du mußt nicht sagen: wir sind, sondern: ich bin verloren. Denn da ich kurz vorher den Fund mit dir nicht

teilen ſollte, ſo bin ich auch wahrlich nicht geſonnen, das Hängen mit dir zu teilen!"

81. Der Einſiedler und der Bär.

Ein Einſiedler hatte ſich einen jungen Bären aufgezogen und durch Futter, Schläge und manche Mühe ihn ſo zahm wie einen Hund gemacht. Oft brachte er nun ſeinem Erzieher ein anſehnliches Stück Wildbret heim, trug Holz und Waſſer herbei, bewachte ſeine Hütte; kurz, er leiſtete ihm Dienſte von aller Art. Einſt lag an einem Sommertage der Einſiedler im Graſe dahingeſtreckt und ſchlief. Neben ihm ſaß ſein Bär und wehrte die Fliegen ab, die ſcharenweiſe den Greis umſchwärmten. Vorzüglich quälte ihn eine; wohl zehnmal hatte der Bär ſie fortgejagt, und immer kam ſie wieder. Jetzt, als ſie abermals auf die Wange des Schlafenden ſich ſetzte, rief der Bär unwillig aus: „Warte, warte! ich will das Wegbleiben dich lehren!" Bei dieſen Worten ergriff er einen großen Stein, zielte richtig und zerſchmetterte die Fliege, aber freilich auch mit ihr — den Kopf des armen Alten.

82. Der Eid des Wolfes.

Ein Wolf, der in den Schlingen eines Landmannes ſich gefangen hatte, ſchwur hoch und teuer, wenn man diesmal noch ſeines Lebens ſchonte, keinen Biſſen Fleiſch mehr, ſondern nur Kräuter und höchſtens Fiſche zu freſſen. Der leichtgläubige Bauer ließ ſich überreden, öffnete die Schlingen, und der Wolf entfernte ſich. Kaum zwanzig Schritte weit mochte er gegangen ſein, ſo nahm er ein Schwein wahr, das ſich in einem Pfuhle wälzte. „Ah, ſieh da!" rief er, „das iſt ein Tier, das im Waſſer lebt, und alſo gewiß ein Fiſch. Hier bindet mich kein Eid!" Indem er dies noch ſprach, überfiel und zerriß er dasſelbe.

Auch den teuerſten Verſicherungen eines erklärten Böſewichts iſt nicht zu trauen. Denn wer Luſt zu Frevelthaten hat, findet immer auch bald eine Entſchuldigung dazu.

83. Die junge Maus.

Ein junges Mäuschen, das den erſten Ausgang in die freie *Luft gewagt und* von den Alten tauſend gute Lehren mit auf den

Weg bekommen hatte, kam bald und erschrocken in sein Loch zurück. „Ach, liebe Mutter," rief es, „wie glücklich und auch wie unglücklich hätte ich werden können! Ich war nicht weit von unserer Wohnung, da sah ich ein Tier — etwas Schöneres sah ich noch nie. Es war viel größer, als ihr seid, aber sein Ansehen war so sanft, so niedlich; an seinem glatten, schönen Kopfe hatte es kurze, spitzige Ohren; an seinem ganzen Körper bunte, wahrscheinlich weiche Haare; an seinen Pfoten sah ich keine Krallen, sie drückten sich gleichsam zusammen, indem es ging. O, wie gefiel es mir! — Auch mein Anblick schien ihm zu behagen; denn es legte sich und erwartete mich mit freundlichen Augen. Eben wollte ich zu ihm hüpfen und um seine Freundschaft mich bewerben; da kam ein Untier — ich zittere noch, wenn ich daran denke. Mit großen, ausgespreizten Flügeln, mit dünnen, aber scharfkrallichten Füßen, mit glühenden Augen, mit fürchterlichem Gesicht, das überdies noch ein feuerroter Lappen verunstaltete, und endlich mit einem Schnabel, so lang und so schrecklich! Es öffnete ihn von weitem schon, und sein Geschrei klang so abscheulich, daß ich mich fast leblos hierher flüchtete." — „O, wohl dir, daß du flohst!" versetzte die Alte, „denn wisse, das Tier, das dir so gefiel, war der Todfeind unseres Geschlechtes, die Katze. Nur einen Schritt durftest du ihr näher kommen, und sie hätte dich gewürgt. Jenes Wesen hingegen, welches dich so erschreckte und doch eigentlich das Leben dir rettete, war ein für uns Mäuse unschädlicher Hahn!"

84. Die zwei Pflugschare.

Von einerlei Gattung Eisen und auf einer und eben derselben Werkstätte wurden zwei Pflugschare verfertigt. Der eine davon kam in die thätige Hand eines Landmannes; der andre ward in einen Winkel geworfen, lag allda ruhig ein ganzes Jahr hindurch und ward mit Rost überdeckt. Jetzt erst erinnerte man sich seiner und zog auch ihn wieder hervor. Wie staunte derselbe, als er seinen Bruder erblickte und ihn mit sich selbst verglich. Denn er fand ihn hell und spiegelglatt, fast glänzender noch, als er anfangs war. „Ist das möglich?" rief der Verrostete aus,

„einſt waren wir einander gleich. Was hat dich ſo herrlich erhalten, da ich in der glücklichſten Ruhe doch ſo verunſtaltet worden bin?“ — „Eben dieſe Ruhe war es,“ erwiderte jener, „was dir ſchadete. Mich hat Übung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdanke ich es, daß ich jetzt dich übertreffe.“

85. Der Igel und der Maulwurf.

Als der Igel ſpürte, daß der Winter ſich nahe, bat er den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in ſeiner Höhle einzuräumen, damit er dort gegen die Kälte ſich ſchützen könne. Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum ſah ſich der Igel drinnen, ſo machte er es ſich bequem, ſpreitete ſich aus, und ſein Wirt ſtach ſich alle Augenblicke, bald hier, bald da, an des neuen Gaſtes ſpitzigen Stacheln. Jetzt erſt erkannte der arme Maulwurf ſeinen begangenen Fehler; er ſchwur hoch und teuer, daß dies unerträglich ſei, und bat den Igel, wieder hinaus zu gehen, weil ſeine Wohnung offenbar für ſie beide zu klein ſei. Aber der Igel lachte und ſprach: „Wem es hier nicht gefällt, der kann ja weichen! ich für meine Perſon bin wohl zufrieden und bleibe.“

Karl Viktor Müllenhoff.

86. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis ſtand. Da beſchloſſen die Huſumer, ein großes Feſt zu feiern. Sie ſchlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt verſammelte ſich draußen. Die einen liefen Schlittſchuh, die andern fuhren in Schlitten, und in den Zelten erſcholl Muſik, und Tänzer und Tänzerinnen ſchwenkten ſich herum, und die Alten ſaßen an den Tiſchen und tranken eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf, aber der Jubel ſchien nun erſt recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen, aber da ihr Häuschen auf dem Deiche ſtand, konnte ſie von ihrem Bette aus aufs Eis hinausſehen und die Freude ſich betrachten. Wie es nun gegen den

Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaus sah, im Westen ein kleines, weißes Wölkchen, das eben an der Kimmung aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst; sie war in früheren Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie, so laut als sie konnte, aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor sich her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

Karl Nacke.

*87. Der Uhrmacher.

Das ist ein gar geschickter Mann. Ich habe einmal in das Innere von Vaters Taschenuhr gesehen; da waren so viele kleine Rädchen, Scheibchen, Zapfen und Schrauben darin, daß mirs unmöglich schien, daß Menschenhände solch Kunstwerk bereiten könnten. Hernach bin ich aber in des Uhrmachers Werkstatt gewesen und habe gesehen, wie er alle die feinen Sachen mit den niedlichsten Werkzeugen verfertigt. Was für eine Menge Uhren waren da!

goldene und silberne Taschenuhren, Stutzuhren mit schönen Säulen und große und kleine Wanduhren. Die machten ein merkwürdiges Geräusch mit tick und tack, und als gar eine Stunde vorüber war, da hättet ihr sollen das Schnurren und Schlagen hören. Es konnt es immer eine besser als die andere. Eine große Wanduhr hinten in der Ecke rief nach jedem Schlage: Kuckuck! und eine andere, die daneben stand, fing gar ein lustiges Stücklein zu spielen an. Man sollte gar nicht glauben, daß eine Uhr so lustig sein könnte. Sie hatte ein so ernsthaftes Gesicht und schien sich um nichts weiter zu bekümmern, als um die Zeit.

Robert Reinick.

*88. Der Wein.

Es waren einmal zwei Kinder, die hießen Kordelchen und Michelchen. Kordelchen war ein ganz klein bissel dumm, und Michelchen war gerade nicht übertrieben gescheit. Eines Tages sahen die Kinder, daß ihre Mutter Wein trank. Da fragte Kordelchen: „Mutter, von welcher Kuh hast du den Wein gemolken?“ — „Du Närrchen!“ rief die Mutter, „der Wein kommt nicht von der Kuh, sondern vom Weinstock.“ Michelchen aber sprach: „Mutter, ich hab heut eine halbe Stunde unterm Weinstock gelegen und schaut immer hinauf nach den Beeren da oben, macht auch den Mund auf, wie ichs immer thu, aber kein Wein ist mir in den Mund kommen.“ — Da seufzte die Mutter und sprach: „Ihr Dummköpf, der Wein wird so gemacht: erst schneidet man die Weintrauben vom Stock, dann tritt man sie mit Füßen, darauf läßt man den Saft stehen und geht nach Haus, nach einem Monat aber sieht man wieder zu, dann ists klarer Wein.

Ein Monat war vergangen, da kamen die Kinder an einem regnerischen Tage mit einem Glase zur Mutter, in dem Glase aber war schmutziges Regenwasser darin. „Was habt ihr denn da?“ fragte die Mutter. — „Wein!“ antwortete Michelchen und lachte übers ganze Gesicht. — „Sprich nicht so dumm!“ schalt die Mutter, „wie soll denn die Schmutzbrühe da Wein sein?“

— „Ei, doch!“ schmunzelte Kordelchen, „er ist nur nicht so klar als der, den du trinkst. Weißt du wohl, Mutter, vor einem Monate erzähltest du uns, wie man den Wein macht. Nun haben wirs gerad so gemacht. Wir gingen hinaus zum Winzer, der schnitt uns eine Weintraube ab, die traten wir mit Füßen, darauf ließen wir den Saft stehen; und als wir heute nachsahen, war dieser Wein da, gerad auf derselben Stelle an der Erde, wo wir vor einem Monate die Weintraube zertreten haben.“

Da seufzte die Mutter, daß Michelchen so wenig gescheit und Kordelchen ein bissel dumm war.

Christian Gotthilf Salzmann.

*89. Das Raupennest.

Eines Tages ging Henriette mit ihrer Mutter durch die Felder. Da sprang sie herum, pflückte Blumen, sah den Bienen zu, die in den Blumen arbeiteten, den Ameisen, die von allen Seiten Lebensmittel zusammentrugen, hörte zu, wie die Vögel sangen und freute sich immer, wenn sie etwas sah, das sie in der Stube nicht zu sehen bekam. Auf einmal blieb sie stehen und rief: „Mutter! Mutter! komm geschwind her, und sieh, was da ist!“

Die Mutter kam, und sieh! da war ein Nesselbusch, der ganz mit Raupen bedeckt war. Schwarz sahen sie aus, und ihr Rücken war stachlig, auch waren zwischen den Stacheln grüne Streifen. „Soll ich die Raupen tot treten?“ fragte Henriettchen. „Was fressen sie?“ fragte die Mutter. „Nesseln fressen sie,“ sagte Henriettchen. „Nun,“ fuhr die Mutter fort, „wenn sie Nesseln fressen, da thun sie keinen Schaden, da dürfen wir sie nicht tot treten. Ich will dir aber sagen, wie du dir mit den Raupen Freude machen kannst: nimm sie mit nach Hause, und füttre sie!“ —

„Ei, ja!“ sagte Henriettchen, griff zu und wollte die Nessel abreißen. Aber auf einmal zog sie die Hand zurück, verzog den Mund und wollte weinen. „Es brennt,“ sagte sie.

„Freilich brennt die Nessel,“ sprach die Mutter, „mußt du

denn aber deswegen weinen? kannst du denn die Nessel nicht abreißen, ohne daß sie dich brennt?" — „Nein!" sagte Henriettchen, und die Thränen liefen ihr über die Backen.

Da nahm die Mutter ein Schnupftuch, wickelte es um Henriettchens Hand und ließ sie nun die Nessel, auf der die Raupen saßen, abreißen. Da brannte sie nicht. Henriettchen trug nun die Nessel mit den Raupen nach Hause. Die Mutter gab ihr ein großes Glas, steckte die Raupen mit der Nessel hinein und band über das Glas ein Papier, damit die Raupen nicht herausliefen. Da nun das Papier auf dem Glase war, fragte sie: „Ist nun alles gut?" — „Ja," sagte Henriettchen. „Nein," sagte die Mutter, „es ist noch nicht alles gut. Den Raupen fehlt die frische Luft. Wenn sie keine frische Luft haben, so müssen sie sterben."

Darauf nahm die Mutter eine Gabel und stach viele Löcher in das Papier, daß frische Luft in das Glas kommen konnte. „Nun," sagte sie, „ist es gut." Henriette sah nun den Raupen zu, wie sie ein Blatt nach dem andern abfraßen und freute sich darüber. Den andern Tag verzehrte sie ihr Frühstück, eine Schale voll Erdbeeren und ein Stück Brot. Da alles aufgegessen war, sagte die Mutter: „Du hast von mir dein Frühstück bekommen; hast du denn aber deinen Raupen auch ihr Frühstück gegeben?" — „O!" sagte Henriette, „die Raupen haben noch das ganze Glas voll Nesseln." — „Sieh sie an!" sagte die Mutter, „du wirst sehen, daß die Nesseln dürr sind. Dürre Nesseln können die armen Raupen nicht fressen. Da du die Gäste einmal angenommen hast, so mußt du ihnen alle Tage, wenn du dein Frühstück verzehrt hast, frische Nesseln holen." Dies that nun Henriettchen und wickelte allemal ein Schnupftuch um die Hände, wenn sie eine Nessel abreißen wollte.

Fünf Tage hatte sie nun die Raupen gefüttert und ihnen zugesehen, wie sie ihr Futter verzehrten. Den sechsten Tag wollte sie ihnen auch Futter geben, aber — da sie das Papier wegnehmen wollte, hatten sich alle Raupen gehängt. Mit den Hinterfüßen hatten sie sich angehängt, einige an das Papier, andere an das *Glas*. Geschwind lief Henriette zur Mutter, nahm sie bei der

Hand und zog sie fort nach dem Glase, wo die Raupen sich gehängt hatten. — „Was ist denn das?“ fragte sie, „meine Raupen haben sich ja alle gehängt!“ Die Mutter lächelte und sagte: „Laß sie nur in Ruhe, sie werden dir noch manche Freude machen.“ Henriette gehorchte und machte ganz sanft das Papier über das Glas.

Den folgenden Morgen lief sie geschwind wieder zu ihrem Glase. Da gab es wieder etwas Neues. Die Raupen waren alle weg, und es hingen lauter Dingerchen da, die eine kleine Krone auf dem Kopfe und ein Gesicht wie eine Puppe hatten. Sie lebten und bewegten sich hin und her. Henriette machte große Augen, schlug die Hände zusammen und wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Endlich rief sie: „Mutter! Mutter! komm geschwind her! was ist ist denn das? meine Raupen sind weg, und es hängen lauter solche Dingerchen da.“

Die Mutter lächelte und sagte: „Hab ich es dir nicht gesagt, daß dir die Raupen Freude machen würden? Sie haben ihre Häute abgelegt, die du hier hängen siehst, und haben sich verwandelt in Dinge, die man Puppen nennt. Laß sie nur alle in Ruhe hängen, und sieh alle Tage nach dem Glase! vielleicht erblickst du bald wieder etwas, das dir Freude macht.“

Es traf richtig ein. Nach einigen Wochen sah Henriette auch einmal nach dem Glase, in dem die Raupen waren, und hüpfte vor Freuden, als sie in das Glas gesehen hatte. „Mutter,“ rief sie, „komm geschwind her, da ist alles voll Schmetterlinge in dem Glase!“ Die Mutter sah es, und da sie beide zusahen, erblickten sie ein neues Wunder. Ein Schmetterling, der in einer Puppe stak, drückte mit seinen Füßchen die Puppe von einander und kroch heraus. Seine Flügel waren ganz klein und zusammengerollt, wie ein Stück Papier. Er lief aber geschwind am Glase hinauf, hängte sich an das Papier, seine Flügel wuchsen, und nach einer Viertelstunde hingen sie vollkommen da. So ging es den ganzen Vormittag. Immer ein Schmetterling nach dem andern kroch aus seiner Puppe heraus. Nach Tische waren sie alle ausgekrochen.

„Nun,“ sagte die Mutter, „kannst du dir noch eine Freude machen: nimm das Glas, trage es in den Garten, mach es auf, und gib den Schmetterlingen die Freiheit!“ Dies that Henriett-

chen und freute sich herzlich, da sie sah, wie die Schmetterlinge herausflatterten und von einem Baume zum andern flogen. Wenn sie hernach im Garten herum ging und einen braunen Schmetterling mit schwarzen Flecken sah, freute sie sich allemal. Bist gewiß auch aus meinem Raupenglase! dachte sie.

90. Die fremden Tiere.

Abends nach Tische setzte sich Rudolf immer zu seinem Vater und bat ihn, daß er ihm etwas erzählen möchte. Da erzählte er ihm oft von Tieren, die in Deutschland nicht leben, vom Elefanten, Krokodil, Tiger, Panther, von der Hyäne, dem Nilpferde, dem Stachelschweine, der Klapperschlange, dem Haifische, Walfische, Delphin, dem Orangutang und Pavian, dem Zebra, dem Luchse, Elentiere, Rentiere, Seehunde; bisweilen erzählte er auch von ausländischen Vögeln, von dem Kolibri, den Papageien und dem Vogel Strauß.

Da hörte Rudolf immer begierig zu und sagte oft: „Wenn ich doch nur einmal solche Tiere sollte zu sehen bekommen!“ — „Du bist noch jung,“ sagte dann der Vater, „du kannst noch viele von den Tieren sehen.“

Einmal stand der Vater etwas früher als gewöhnlich auf, weckte seinen Sohn und sagte: „Rudolf! hättest du wohl Lust, mit mir in die Stadt zu gehen?“ — „In die Stadt?“ sagte Rudolf, „gerne, gerne, lieber Vater!“ sprang aus dem Bette und zog sich geschwind an, dann ging er mit dem Vater fort, immer nach der Stadt zu.

Auf dem Wege erzählte der Vater wieder von ausländischen Tieren, und Rudolf sagte: „Wenn ich doch nur ein einzigesmal solche Tiere sehen sollte!“ Der Vater antwortete nichts, sondern ging immer frisch nach der Stadt zu. Jetzt kamen sie in der Stadt an, gingen in den Gasthof und verzehrten ihr Frühstück. Da das Frühstück verzehrt war, sagte der Vater: „Nun wollen wir auch ausgehen und uns ein wenig umsehen!“ Als sie auf den Hof kamen, sprach der Vater mit einem fremden Manne *heimlich* und drückte ihm Geld in die Hand. Dieser öffnete die

Thür vor einem Schuppen, der Vater nahm Rudolf bei der Hand und führte ihn in den Schuppen.

Was war da? der ganze Schuppen war voll ausländischer Tiere. Rudolf erschrak, sperrte die Augen weit auf und schloß sich an seinen Vater an. „Sieh!“ sagte der Vater lächelnd, „da sind alle die fremden Tiere, von denen ich dir auf dem Wege erzählt habe. Laß sie uns nun näher betrachten!“ Da waren erstlich zwei Elefanten, in Kästen eingeschlossen; diese steckten die Rüssel durch die eisernen Gitter, die vor den Kästen waren, und zogen sie hin und her. Der Vater gab dem einen ein Stück Brot, er faßte es mit dem Rüssel, brachte es zum Munde und verzehrte es. Darauf gab der Vater auch Rudolf ein Stück Brot, daß er es dem andern Elefanten hinreichen sollte. Er zitterte vor Furcht, da er es ihm hinreichte: da es aber der Elefant zu sich nahm, ohne ihm Leid zu thun, lachte er gar herzlich.

Nun kamen sie zu einem andern Kasten, da war ein Eisbär, der war nicht einen Augenblick ruhig: immer schlug er mit dem Kopfe hin und her. In dem Kasten, der neben ihm stand, lag ein großer Tiger. Dieser war etwas faul und stand nicht eher auf, bis ihm der Wärter einen Stoß gab.

Ein paar Uhu saßen auch ganz träge da und regten sich nicht. Ein Stachelschwein stand neben ihnen, das hatte statt der Haare spitzige Stacheln, die es allemal in die Höhe kehrte, wenn es böse wurde. Rudolf konnte sich an demselben nicht satt sehen. Da der Tierwärter sah, daß Rudolf sich so sehr über dies Tier verwunderte, schenkte er ihm eine Stachel, welche es verloren hatte, worüber er sich sehr freute. Er hebt sie noch jetzt in seinem Schranke auf und zeigt sie allen, die ihn besuchen.

Der Waschbär war das letzte Säugetier, das Rudolf betrachtete. Noch weit mehr fremde Vögel waren da zu sehen. Diese waren teils in Bauer eingesperrt, teils an kleine Ketten geschlossen. Die Papageien machten dem Rudolf besonders viel Freude. Sie hatten ganz vortreffliche Farben, und ihre Schnäbel waren ganz kurios. In ganz Deutschland gibt es keinen Vogel, der einen so wunderbaren Schnabel hätte, wie die Papageien.

Da Rudolf dies alles gesehen hatte, ging er mit seinem

Vater wieder nach Hause und dankte ihm sehr dafür, daß er ihm die Freude gemacht hatte.

Christoph von Schmid.

*91. Der Wiederhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Wiederhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!" Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!" Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?" Die Stimme rief auch: „Wer bist du?" Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!" und — „dummer Junge!" hallte es aus dem Walde zurück. Georg ward ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemand finden. Hierauf lief er nach Hause und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Wiederhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen."

*92. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir," rief Ignaz, „denn ich habe sie zuerst gesehen." — „Nein, sie gehört mir," schrie Bernhard, „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide gerieten in einen heftigen Streit. „Ich will den Streit ausmachen," sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — *für den Urteilsspruch*."

*93. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirtshause über Nacht. Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen früh den Kessel, ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen!“ Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirt ist ein Menschenfresser!“ sagten sie leise zu einander und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen. Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirt, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“ Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirt wunderte sich, sie im Schweinestalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten. Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß Ihr uns diesen Morgen metzgen wollet.“

Allein der Wirt rief: „O, ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So gehts aber, wenn man horcht. Da versteht man vieles unrichtig, hat andere leicht im falschen Verdacht, macht sich selbst unnötige Sorgen, gerät in Angst und zieht sich manchen Verdruß zu.“

*94. Der kluge Landmann und sein Pferd.

Einem Bauersmanne wurde zu Nacht sein schönstes Pferd aus dem Stalle gestohlen. Er reiste fünfzehn Stunden weit auf einen Pferdemarkt, ein anderes zu kaufen. Aber sieh — unter den feilen Pferden auf dem Markte erblickte er auch sein Pferd. Er ergriff es sogleich bei dem Zügel und schrie laut: „Der Gaul ist mein, vor drei Tagen wurde er mir gestohlen.“ Der Mann,

der das Pferd feil hatte, sagte sehr höflich: „Ihr seid unrecht daran, lieber Freund! ich habe das Roß schon über ein Jahr. Es ist nicht Euer Roß, es sieht ihm nur gleich.“ Der Bauer hielt dem Pferde geschwind mit beiden Händen die Augen zu und rief: „Nun, wenn Ihr den Gaul schon lange habt, so sagt, auf welchem Auge ist er blind?“ Der Mann, der das Pferd wirklich gestohlen, aber noch nicht so genau betrachtet hatte, erschrak. Weil er indes doch etwas sagen mußte, so sagte er auf geratewohl: „Auf dem linken Auge.“ — „Ihr habt es nicht getroffen,“ sagte der Bauer; „auf dem linken Auge ist das Tier nicht blind.“ — „Ach,“ rief jetzt der Mann, „ich habe mich nur versprochen; auf dem rechten Auge ist es blind!“ Nun deckte der Bauer die Augen des Pferdes wieder auf und rief: „Jetzt ist es klar, daß du ein Dieb und ein Lügner bist. Da seht alle her, der Gaul ist gar nicht blind. Ich fragte nur so, um den Diebstahl an den Tag zu bringen.“ Die Leute, die umher standen, lachten, klatschten in die Hände und riefen: „Ertappt, ertappt!“ Der Roßdieb mußte das Pferd wieder zurückgeben und wurde zur verdienten Strafe gezogen.

*95. Der Honigtopf.

Margaretens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit und rief: „Gretchen, hole mir geschwind eine Zitrone; da ist der Schlüssel zur Speisekammer!“ Als Margarete in die Speisekammer kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zu naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brette den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, um den Topf zu erreichen und ihren ausgestreckten Zeigefinger in den Honig zu tauchen. Allein plötzlich zwickte sie etwas ganz entsetzlich in den Finger, und als sie schreiend und weinend die Hand herauszog, sieh! da hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Schere gepackt hatte und ihn gar nicht mehr loslassen wollte. Die Mutter hatte nämlich, ohne daß Gretchen es wußte, den Honig vor ein paar Tagen verkauft und, weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt. Sie eilte auf Gretchens Geschrei in die Speisekammer, machte den blutenden Finger des Kindes von der

Krebsschere los und sagte: „Laß diese kleine Strafe dich warnen; denn Naschhaftigkeit könnte noch betrübtere Folgen für dich haben!“

*96. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hm! hm! das gefällt mir nicht, daß die kleine, niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbisen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!“ Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!“ rief jetzt der erschrockene Mann, „wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase ganz zerquetscht.“

97. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brot in die Milch und aß nach Herzensluft. Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten. Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der irdenen Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröten, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen und sich ein großes Stück Brot dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich herbei, brockte ihm das Brot selbst ein und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen. „Den Spruch,“ sagte Fer-

dinand, „der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“ Der Spruch aber lautet so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

98. Die Suppe.

„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen, ich kann sie nicht essen,“ sagte die kleine Gertrud und legte den Löffel weg. „Nun wohl,“ sagte die Mutter, „ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen!“ Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln. Nachdem beide nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe, die schmeckt besser.“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus. Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast.“

99. Der Geldbeutel.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde und jammerte, weinte und betete. Ein vornehmer Herr in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust jagte eben im Walde, kam herbei und sprach: „Kleiner, warum weinst du?“ — „Ach,“ sagte Norbert, „meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld samt dem Beutelein unterwegs verloren.“

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Geldbeutel von roter Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist vielleicht dieses dein Geldbeutelein?“ — „O, nein!“ sagte Norbert, „das meinige war nur ganz schlecht, auch war kein so schönes Geld darin.“ — „So wird es wohl dieses sein?“ sagte der Jäger und zog ein unansehnliches Beutelein aus der Tasche. „Ach, ja!“ rief

Norbert voll Freude, „dieſes iſt es!“ Der Jäger gab es ihm, und der vornehme Herr ſagte: „Weil du ſo herzlich gebetet haſt und ſo ehrlich biſt, ſo ſchenk ich dir dieſen Beutel mit Geld noch dazu.“

100. Stroh und Reiſig.

Eine arme Witwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüſche, wo ſie Reisholz geſammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen und jeder der Knaben einen kleinen Büſchel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zuſammengebunden waren. Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und ſie baten ihn um ein Almoſen. Der reiche Mann ſagte aber zur Witwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Übergebt die zwei Knaben mir; da ſollen ſie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“ Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann verſicherte, es ſei wirklich ſein Ernſt. Da willigte ſie endlich ein, und der Kaufmann ließ den einen Knaben das Korbmachen und den andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen ſie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die ſchönſten Körbe und die feinſten Strohhüte und überlieferten die Waren dem Kaufmanne. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Dukaten und ſprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?“

101. Das Brot.

Zur Zeit der Teuerung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmſten Kinder der Stadt in ſein Haus kommen und ſagte zu ihnen: „In dieſem Korbe da iſt für jedes von euch ein Brot. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieſer Stunde wieder, bis Gott beſſere Zeiten ſchickt!“ Die Kinder fielen über den Korb her, ſtritten und zankten um das Brot, weil jedes das ſchönſte und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken. Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes

Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand und ging dann stille und sittsam nach Hause. Am andern Tage waren die Kinder ebenso ungezogen, und die arme Franziska bekam diesesmal ein Laibchen, das kaum halb so groß war als die übrigen Brote. Als sie aber nach Hause kam und ihre kranke Mutter das Brot anschnitt — da fielen ein Menge neuer Silberstücke heraus. Die Mutter erschrak und sagte: „Gib das Geld den Augenblick wieder zurück, denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig hineingekommen!" Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brot hineinbacken lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig! Wer lieber mit dem kleinern Brote zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brot hineingebacken."

102. Der Löwe.

Ein armer Sklave — er hieß Androklus — der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurteilt. Man brachte ihn auf einen großen, weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu. Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildbret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt und beide gefangen — und nun freut

sich das gute Tier, mich wieder zu finden." Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Tieres entzückt und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde frei gelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig, wie ein zahmes Hündchen, ohne jemand ein Leid zu thun.

103. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Vater, wie kommts doch," sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein, die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?" Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: „Sieh, diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer."

104. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu nutze zu machen und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbteil zu bringen. Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher diesen Bündel Stäbe entzweibricht, zahle ich hundert große Thaler bar."

Einer nach dem andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem, vergeblichen Bemühen: „Es ist gar nicht möglich." — „Und doch," sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste den Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei," riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!" Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne.

So lange ihr fest zusammenhaltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Gotthilf Heinrich von Schubert.

105. Der Geiger in der Wolfsgrube.

Vor nicht so gar langer Zeit gab es selbst in unsern deutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber, als er unten auf etwas Lebendiges auffiel, das wild aufsprang, und als er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit funkelnden Augen ansah, noch größer. Der Mann hatte nichts in der Hand, als seine Geige, und in der Angst fängt er an, hier vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen, die ihm aber diesmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an, überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, *geschweige* deren zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme

noch ein anderer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast zu seinem bißchen Fleisch in die Grube hinein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, obs noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein lebtag noch nicht so lang geworden und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus nnd erlegte dann diesen. Der Spielmann ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen möchte, so thäte ers lieber in der Kirche, als im Wirtshaus: denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus.

106. Die Kartoffel.

Dieses nützliche Gewächs kam erst vor etlichen hundert Jahren aus Amerika zu uns. Und zwar zuerst wahrscheinlich durch genuesische Schiffe nach Italien, dann durch Franz Drake nach England, wo übrigens die Kartoffeln anfangs nur als Seltenheit in einzelnen Gärten gebaut wurden. Denn fast hätte sie der Freund von Franz Drake, dem dieser aus Amerika Kartoffeln zur Aussaat schickte und dazu schrieb, die

Frucht dieſes Gewächſes ſei ſo trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für ſein Vaterland für höchſt nützlich halte, aus ſeinem Garten dann herausreißen und wegwerfen laſſen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte Frucht die Samenknollen gemeint, die oben am Kräutrich hängen. Da es nun Herbſt war, und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gaſtmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüſſel, und der Hausherr ſtand auf und hielt eine ſchöne Rede an die Gäſte, worinnen er dieſen ſagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von ſeinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Verſicherung erhalten hätte, daß ihr Anbau für England höchſt wichtig werden könne. Die Herren aus dem Parlament koſteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimt beſtreut war; aber ſie ſchmeckte abſcheulich, und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urteilten ſie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut ſein, aber in England werde ſie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelſträuche herausreißen und wollte ſie wegwerfen laſſen. Aber eines Morgens im Herbſte ging er auch durch ſeinen Garten und ſah in der Aſche eines Feuers, das ſich der Gärtner angemacht hatte, ſchwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und ſieh, der duftete ihm ſo lieblich, wie uns eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und der ſagte ihm, daß ſie unten an der Wurzel des fremden amerikaniſchen Gewächſes gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erſt das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen ſammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu gaſt, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von welcher der Inhalt der geweſen ſein wird, daß der Menſch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche iſt, und nicht auch tiefer gräbt, manchmal ſehr irren könne.

Johannes Trojan.

107. Die Kornblume.

Die Kornblume führt ihren Namen mit Recht, denn sie ist zu Hause im Kornfeld. Hie und da findest du sie auch auf einem Wegrande oder auf einem Anger, aber am liebsten steht sie zwischen den Halmen. Den ganzen Sommer hindurch hält sie Gesellschaft mit dem Getreide. Mit dem Saatkorn zusammen wirft der Landmann ihren Samen in den Acker. Mit der Saat zusammen wächst sie auf und blüht. Zugleich mit dem reifen Korn wird sie gemäht und in die Scheunen gebracht. So kommen ihre Samenkörnlein unter das Saatgut und im andern Frühjahr wieder in den Boden hinein, obgleich niemand um sie besorgt ist und sich Mühe darum gibt, sie zu säen oder zu pflanzen. Der Bauer schilt die Kornblume ein lästiges Unkraut, aber des Wandrers Augen erfreuen sich an ihr, wenn ihr liebliches Blau mit dem Purpurrot des Mohnes zusammen das Ährenfeld ziert. Ist dem Landmann sonst nicht viel an ihr gelegen, so flicht er sie doch gern in den Erntekranz hinein, dem sie einen heitern Schmuck verleiht.

Pflücke eine Kornblume, und schaue sie genau an! Mit Staunen wirst du gewahren, welch ein kunstreiches Gebilde du in Händen hast. Was als eine einfache Blume erscheint, ist zusammengesetzt aus zahlreichen Blüten, die sehr geschickt in einem zierlichen Körbchen geordnet und aufgestellt sind. In der Mitte stehen kleine Blüten von dunkler Farbe, um diese herum zieht sich ein Kranz aus größeren Blüten von schön himmelblauer Farbe. Diese aber sind fein ausgezackt, so sauber und zierlich, als wäre es behutsam mit einer kleinen Schere gemacht. So ist jede Blume ein Meisterwerk.

Schöne Kränze lassen sich aus Kornblumen winden, ohne daß man dazu einen Faden braucht. Mit ihren eigenen Stielen schlingt man sie um einander. Wer aber Kornblumen bricht, soll sich davor hüten, daß er die Saat zertritt. Es wachsen ihrer genug am Rande, die man mit den Händen erlangen kann, ohne in das Feld hineinzusteigen.

108. Nachtgewitter auf dem Land.

In der Stadt sind die Leute nicht sonderlich in Sorge, wenn es gewittert. Sie sitzen in festen, aus Steinen aufgeführten und mit Steinen gedeckten Häusern, deren das Feuer so leicht nicht Herr wird, wie eines Wohnhauses mit Strohdach oder einer Scheune, die mit reifer Frucht gefüllt ist. Und wenn der Blitz in ein Haus schlägt und zündet, so ist Hilfe bereit und nahe. Anders ist es auf dem Lande, im Dorf oder in einsam liegenden Höfen. Da sind alle Herzen von Angst und Sorge erfüllt bei einem Gewitter, zumal wenn es in der Nacht kommt. Der Hausvater weckt die Seinen, wenn er die ersten Donnerschläge gehört hat. Die Knechte erhalten ihre Arbeit zugeteilt. Auf die Ställe muß geachtet werden, damit das Vieh sogleich hinausgejagt werden kann, wenn Feuer ausbricht. Die Pferde werden angeschirrt, damit sie bereit sind, mit zum Helfen und Retten verwendet zu werden.

Unten in der Stube aber sind beim Licht oder bei der Lampe alle versammelt, die draußen nicht gebraucht werden. Auch die kleinen Kinder sind aus den Betten geholt und notdürftig angezogen. Furchtsam schmiegen sie sich zuerst an die Mutter oder an die älteren Geschwister an, bald aber schlafen sie wieder ein. Aber die älteren halten sich wach. Mitten in der Stube unter Großen und Kleinen sitzt wohl eine alte Mutter und hält in den Händen das Gesangbuch. Keines spricht ein Wort. Man hört nur das Rasseln des Donners, nur den Regen, der bald gewaltig herniederströmt.

Näher kommt das Gewitter, kleiner werden die Zwischenzeiten zwischen Blitz und Donner, auf welche alle ängstlich achten. Jetzt ein furchtbarer Schlag mit dem Blitz zugleich, der das Land draußen taghell erleuchtet. Alles schrickt zusammen und wagt kaum zu atmen. Gottlob! es bleibt alles still auf dem Hof und draußen. Vielleicht hat der Blitz in der Nähe einen Baum getroffen.

Das Gewitter rückt weiter, und der Regen läßt nach. Nur aus weiter Ferne noch grollt der Donner. Endlich kann man *sagen: die* Gefahr ist vorüber. Nun treten die Landleute vor die

Thüren ihrer Häuser. Wie frisch die Luft, wie erquickend! welch ein Duft geht aus von der Erde, von Gesträuchen und Bäumen! Aber sieh! in der Ferne ist ein Feuerschein sichtbar. Die Männer treten zusammen und streiten darüber, wo das Feuer sei. An diesem Ort, sagen die einen, und die andern: an jenem. Aber alle denken bei sich: Gott helfe den Armen, bei denen es gezündet hat, und Dank sei Gott, daß er unser schonte!

109. Der Sperling im Winter.

Wovon lebt der Sperling im Winter? Er geht nicht im Herbst in südliche Länder, wie andere Vögel, sondern bleibt daheim, wenn auch der Winter noch so arg ist. Er sammelt nicht Vorräte, sondern wenn das Korn eingeführt und auch auf den Stoppeln nichts mehr zu finden ist, dann hat er nichts. Es gibt keinen so armen Mann im ganzen Lande wie den Sperling, wenn der erste Schnee draußen gefallen ist. In seiner Wohnung ist nichts zu finden, und verdienen kann er sich auch nichts. Er kann weder Holz hacken noch Kartoffeln schälen, auch nicht fegen und kehren oder Wasser tragen. Nicht einmal singen kann er.

Doch findet er den ganzen Winter hindurch sein Brot. Auf dem Dorf geht er zu den Bauern und sieht zu, wie gedroschen wird. Dabei fällt manches Körnlein für ihn ab. In der Stadt ladet er sich in gleicher Weise bei armen, wie bei reichen Leuten zu gast. Wo Pferde ihren Hafer bekommen, ist er da und sagt: „Ich darf doch mitessen? das wenige, was ich mir nehme, macht ja nichts aus.“ Und wo einem Huhn sein Futter gestreut wird, fliegt er auch herbei und spricht: „Du erlaubst doch? ich werde es dir wiedergeben im Sommer, wenn die Erbsen reif sind.“ Überall ist er da, wo es etwas zu picken gibt.

Draußen ist kalter Wintertag. Auf dem Fensterbrett liegt Schnee. Da kommt er angeflogen, reckt seinen Hals und ruft in das Zimmer hinein: „Ist nicht vom Mittag etwas übrig geblieben?“

Gehst du dann nicht hurtig fort in die Küche und holst ihm etwas?

110. Die Weihnachtsbescherung.

Wenn das Jahr zu Ende geht, erscheint das fröhlichste aller Feste. Das ist das Weihnachtsfest. Mit hellen Lichtern kommt es um die Zeit, da der Tag sehr kurz und die Nacht sehr lang ist. Der Winter regiert draußen, und auf den Feldern liegt Schnee. Alle Bäume, die Blätter gehabt haben, stehen kahl da, wie abgestorben. Die Tanne aber hat ihre Nadeln behalten, sie allein ist frisch und grün geblieben. Darum wird sie zum Weihnachtsbaum gemacht.

Lange vorher freuen sich die Kinder schon auf Weihnachten, lange vorher schon sorgen die Eltern dafür. Oft geht in den Wochen vor dem Fest die Mutter aus und kehrt ins Haus zurück mit Packeten und Schachteln. Aber sie zeigt nichts von dem, was sie gekauft hat, sondern legt alles still in einen Schrank. Den Schrank schließt sie sorgfältig ab, damit niemand hineinsieht.

Jeden Tag zählen die Kinder, wie viel Tage es noch sind bis zur Bescherung. Abends, ehe sie einschlafen, erzählen sie einander, was sie sich wünschen, und wenn sie eingeschlafen sind, träumen sie von Weihnachten. So kommt endlich der Tag der Bescherung heran und der heilige Abend. Am Tage vorher schon wurde ein kleiner Tannenbaum in das Haus hineingetragen. Keiner hat das gesehen, aber auf dem Fußboden sind grüne Nadeln gefunden worden, und ein abgebrochenes Zweiglein wurde auch aufgehoben. Vom frühen Morgen an schon wird keins der Kinder in das Zimmer hineingelassen, wo der Baum steht, und wo zur Bescherung aufgebaut wird. Wie lang erscheint der Tag, der doch wirklich so kurz ist! Es will gar nicht dunkel werden. Nachdem es dunkel geworden ist, wird die Ungeduld der Kinder sehr groß. Endlich ertönt eine Glocke, die Thüre der Weihnachtsstube öffnet sich, und der Vater oder die Mutter ruft: „Jetzt könnt ihr kommen!“ Nun kommen sie alle zusammen in das Zimmer. Da bleiben sie zuerst ganz still stehen, so blendet der Glanz sie. Auf dem Tisch steht der Tannenbaum, mit vielen Kerzen besteckt und behängt mit Äpfeln, *und Nüssen,* mit Ketten aus buntem Papier und bunten Fähnchen

und Silberfäden. Am hübschesten sind doch die rotbäckigen Äpfel in dem Tannengrün anzusehen.

Nun getraut sich eines nach dem andern näher an den Tisch heran. Da ist für jedes Kind ein Platz bestimmt, auf dem seine Geschenke liegen. Schnell hat jedes seinen Platz gefunden. Jedes freut sich über das, was ihm beschert ist. Wer kann das alles aufzählen, was unter dem Weihnachtsbaum liegt? Da sind hölzerne Tierchen für die Kleinsten und saubere Puppen. Da ist auch der Baukasten, den Franz sich wünschte, und der Malkasten, den Fritz so gern haben wollte. Herrliche Bilderbücher sind auch da. Die größeren aber finden auf ihren Plätzen belehrende Bücher und allerhand nützliche Sachen. Auch die Leute haben ihren Tisch, auf dem sie ihren Kuchen finden und ein hübsches Geschenk dazu. Und auch die Armen sind nicht vergessen. Ein und das andere arme Kind aus der Nachbarschaft, das zur Bescherung bestellt ist, meldet sich. Wenn es sein Naschwerk bekommen hat und seine kleinen Geschenke, dann geht es mit glücklichem Gesicht fort. Zuerst geht es langsam, bald aber fängt es an zu laufen. Es möchte gern recht bald zu Hause sein, um zu zeigen, was es bekommen hat.

Von den Kindern im Hause ist jedes mit seinen Weihnachtsgeschenken beschäftigt. Die Tierchen werden aufgestellt, die Puppen werden in ihre Bettchen gelegt. Die Trommeln werden geschlagen und die Trompeten geblasen. Auch die guten Dinge, die zu essen sind, werden eifrig geprüft.

Da ruft die Mutter, welche sich ans Klavier gesetzt hat, die Kinder zu sich. In einer Reihe stellen sie sich auf und singen mit ihr das Weihnachtslied:

Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall!

Das klingt durch das Haus so lieblich, und alle, die es hören, werden froh. Sie denken der Engelbotschaft, welche den Hirten auf dem Felde erklang und der süßen Worte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Verschiedenes.

*111. Die kluge Maus.

Es war einmal eine kluge, alte Maus, welche die Welt und ihre Gefahren wohl kannte. Den Krallen der Katze war sie bisher immer glücklich entgangen, und von den vielerlei Mausfallen, welche die bösen Menschen, diese grimmigen Feinde des Mäusegeschlechts, aufzustellen pflegen, hatte sie sich immer ferne gehalten. Eines frühen Morgens aber lockte sie ein überaus wonniger Geruch aus ihrem Loche. Siehe, da hatte die Hausfrau so ein Ding, eine Mausefalle, gerade vor das Mausloch gestellt, und in der Falle lag ein Stück frisch geröfteten Speckes; das war es, was den verlockenden Duft ausströmte. „Ihr dummen Menschen," sprach das Mäuslein zu sich selber, „da meint ihr nun, ich ließe mich bethören! Zum Glück weiß ich zu gut, was das ist: eine Falle ist es, da werde ich mich schon hüten, zu nahe zu gehen. — Der Speck riecht allerdings köstlich! Nun, daran riechen, schadet ja nichts, ich werde schon mich in acht nehmen!" Damit lief sie an den Speck und roch. „Wie wäre es?" meinte sie, „wenn man einmal leckte? Davon kann sich der Speck ja nicht bewegen und die Falle nicht zuschnappen, ich hab aber mehr Genuß davon, als vom bloßen Riechen." — Nun gab sie sich ans Lecken. Wie sie aber im besten Zuge war, nahm der Speck so sehr alle ihre Sinne gefangen, daß sie, ohne weiter darüber nachzudenken, nur so in Gedanken, einen kräftigen Biß in den Speck that. In demselben Augenblicke that es einen Schlag, die Falle fiel zu, und das Mäuschen war — gefangen!

*112. Der Fuchs und die Trauben.

Lange Zeit war Reineke, der Fuchs, in der Nähe des Dorfes umhergestrichen, aber er hatte diesmal weder Hahn noch Hähnchen erwischen können. Wie er nun betrübt in den Wald zurück schleichen wollte, führte ihn sein Weg noch zuletzt an einem ganz einsam gelegenen Bauernhaus vorbei, an dessen Wand ein großer Weinstock seine Reben ausbreitete. Dran hingen, verlockend und lieblich anzuschauen, viele reife, blaue Trauben; die

unteren hatten die Kinder allerdings schon abgegessen, und was so blau herunterblickte, das hing sehr hoch. Der Fuchs ist ein Hühnerdieb, aber süße Trauben nascht er für sein Leben gern, und heute war er noch nüchtern. Nachdem er erst lange die schönen Früchte gierig betrachtet hatte, that er einen gewaltigen Satz, um eine zu erhaschen. Doch, wie gesagt, die Trauben hingen hoch. Nochmals gesprungen, und zum drittenmale! Aber vergebliche Mühe! Die Stare und Sperlinge, die da saßen, lachten hell auf. „Was gibts da zu lachen?" sprach Reineke und zog die Schnauze verächtlich zusammen, „denkt ihr vielleicht, ihr albernen Vögel, ich wollte Trauben haben?" Da irrt ihr euch sehr, diese Trauben sind noch unreif, die sind mir viel zu sauer, ich mag sie gar nicht!" Und damit zog er ab, hungrig wie zuvor. Aber die bösen Spatzen lachten noch viel ärger hinter ihm drein.

*113. Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einmal eine Löwenhaut. Nachdem er sie lange betrachtet, kam er auf einen seltsamen Gedanken: er schlüpfte in die Haut, spazierte in den Wald und schreckte nun die Tiere. Die hielten ihn nämlich wirklich für den Löwen, ergriffen zitternd die Flucht oder versteckten sich auf Bäume und in allerlei Schlupfwinkel, wie es ein jedes vermochte oder gewohnt war. Nur der Fuchs blieb stehen, denn er hatte den Esel vorher schreien gehört. Vergeblich schüttelte unser Held die Löwenmähne, die um seine Schultern hing; der Fuchs floh nicht, vielmehr sagte er höhnisch: „Hättest du stillgeschwiegen, dann hätte ich vielleicht mich vor dir gefürchtet, Freund Langohr. Aber ich habe soeben dein Löwengebrüll gehört, das klang immer: I-a! i-a! Mir machst du keine Wippchen vor. Thu die Maske nur ab! du bleibst doch nur, was du bist — ein Esel!"

*114. Der Geizhals.

Ein Geizhals hatte sich eine große Kiste voll Goldstücke zusammengespart; aber nun hatte er nicht bloß Angst, Diebe könnten ihm davon stehlen, sondern er fürchtete sogar, daß er selbst davon nehmen könnte, um sich dafür Kleider, Essen und

andere Dinge zu kaufen. Darum ließ er seinen ganzen Schatz einschmelzen und einen einzigen, großen Goldklumpen daraus machen. Diesen versteckte er sorgfältig in seinen Keller und stieg jeden Tag hinunter, um sich an dem Anblick seines Reichtums zu laben. Ein Dieb, der diese tägliche Beschäftigung des Geizhalses gemerkt hatte, brach in den Keller ein, fand richtig den Goldklumpen und stahl ihn. Als nun am andern Tage der Geizige seinen Schatz in gewohnter Weise betrachten wollte, war derselbe nicht mehr da. Da fing er an zu wehklagen und sich die Haare auszuraufen. Als sein Nachbar ihn so jammern hörte und die Ursache erfahren hatte, kam er zu ihm, um ihn zu trösten. „Die Sache ist ja gar nicht so schlimm," meinte er, „nimm doch einen großen Stein, lege ihn an denselben Platz, wo der Goldklumpen lag, und betrachte täglich den Stein! Wenn du dir dann einbildest, das sei dein Gold, dann hast du ja vom Stein denselben Nutzen, wie bisher von dem Golde."

*115. Der Affe und die Stiefel.

Jedes Kind, welches schon einmal einen Affen gesehen hat, weiß, daß diese Thiere eine entfernte Ähnlichkeit mit den Menschen haben, nur sind sie viel häßlicher, denn es sind ja Tiere und keine Menschen; aber sie haben Hände und können sehr possierlich und gewandt springen und klettern. Die Affen machen gern alles nach, was sie den Menschen absehen, darum nennt man ja auch manchmal im Scherz einen Menschen, der alles nachmacht, einen Affen. Im Lande Brasilien, wo es viel heißer ist, als bei uns, gibt es sehr viele Affen; sie leben dort in den Wäldern, wie bei uns die Eichhörnchen, und springen und hüpfen, ähnlich wie diese, von Ast zu Ast und von Baum zu Baum, lustig und flink, mit großem Geschrei.

In diesem Lande ging einmal ein Mann in den Wald, um sich einen Affen zu fangen, den er seinen Kindern zum Spielen mitbringen wollte; aber es gelang ihm nicht, denn die Affen kamen zwar ganz nahe herbei, allein wenn der Mann einen haschen wollte, da war der flinke Bursche — eins, zwei, drei! wieder oben auf *einem Baume*. Da kam der Mann auf einen klugen Gedanken:

er stellte sich, als kümmere er sich gar nicht mehr um die Affen, setzte sich unter einen Baum und zog erst einen Stiefel aus, darauf den andern, nach einer Weile zog er beide Stiefel wieder an, dann zog er sie wieder aus und wieder an, und so fort. Die Affen sahen neugierig vom Baum herunter zu, was der Mann da wohl thäte.

Zuletzt zog er nochmals die Stiefel aus, bestrich sie inwendig mit Vogelleim, stellte sie hin und that, als ob er wegginge. Er versteckte sich aber in der Nähe. Nach einer Weile kam der größte Affe vorsichtig den Baum herunter geklettert, besah sich die Stiefel, setzte sich auf die Erde und zog die Stiefel an, gerade so, wie er gesehen hatte, daß der Mann es gemacht hatte. Nun wollte er sie wieder ausziehen, aber, o weh! sie klebten fest und gingen nicht mehr aus. Der Mann hatte von seinem Versteck aus alles beobachtet und kam nun herbeigelaufen. Der Affe, der in den großen Stiefeln steckte, wollte wieder — eins, zwei, drei! auf seinen Baum hinaufklettern, aber das ging nicht, die Stiefel waren ihm viel zu unbequem, er konnte nicht einmal weglaufen. Da legte ihm der Mann rasch ein Halsband an und steckte ihn in einen großen Sack, den er sich dazu mitgebracht hatte. Der Affe zappelte, kratzte und schrie, und die andern Affen schrieen auch, aber es half nichts: der Affe war gefangen.

*116. Ein Rätsel.

„Röschen," sagte Georg zu seinem Schwesterchen, „ich will dir ein Rätsel aufgeben, und wenn du es rätst, dann schenke ich dir das Ding, das ich meine." — „Dann sage einmal dein Rätsel!" bat Röschen. „Ich kenne einen runden Berg," sagte Georg, „der ist grün, aber im Herbst wird er gelb und rot. Inwendig ist der Berg weiß. Ganz tief drinnen im Berge steht ein kleines Zwerghäuschen mit Wänden, so dünn und zart, wie ein Blatt Papier. In dem Häuschen sind vier Kämmerchen, und in jedem Kämmerchen wohnen zwei Brüder. Sie wohnen so eng, daß sie immer aufrecht stehen müssen, sie können sich weder setzen, noch sich hinlegen, sie können auch nicht sprechen, aber trotz

alledem wachsen sie lustig weiter. Zum Glück wächst das ganze Häuschen mit, ja, auch der ganze Berg. Wenn das nicht wäre, dann wären sie schlimm dran. So lange die acht Brüder klein sind, sind sie weiß, später werden sie braun und endlich ganz schwarze Mohren. Sie sind aber nicht von der Sonne so verbrannt worden, denn in ihr Häuschen kommt gar keine Sonne, das steht ja inwendig im Berg. So, das ist mein Rätsel, nun rate einmal, Röschen, was das ist!" — „Du willst mich nur necken," sagte Röschen, „es gibt gar kein solches papierenes Häuschen in einem grüten, roten und gelben Berg und gibt auch keine solche Mohren." — „Nein, Röschen," erwiderte Georg, „ich necke dich nicht, es ist alles wirklich wahr, und den ganzen Berg kann man essen; rate doch nur!" Mit diesen Worten holte er etwas Rundes aus der Tasche, das sah rot und gelb aus und so verlockend, daß Röschen es gar zu gerne gehabt hätte und schon die Hand danach ausstreckte. „Erst raten!" sagte ihr Bruder. „O, ich weiß es jetzt, Georg," rief sie voller Freude, „der Berg ist ein Apfel, das Häuschen ist das Kernhäuschen, und die Brüder, die erst weiß sind und dann Mohren werden, das sind die Kerne!" — „Das hast du gut geraten," sagte Georg. Da bekam das Schwesterchen den Apfel und aß ihn auf; aber wie sie an das Häuschen kam, besah sie sich genau die Wände und die Kämmerchen mit den schwarzen Mohrenkinderchen und zählte sorgfältig, wie viel es waren.

*117. Die Apfelkerne.

An einem Mittag gab die Mutter nach Tisch jedem Kinde einen prächtigen Apfel. Während sie die Früchte aßen, sagte der Vater: „Wißt ihr auch, ihr Kinder, daß aus den Apfelkernen wieder Apfelbäume wachsen können, welche eben so große, wohlschmeckende Äpfel tragen, wie diese da, die ihr jetzt gegessen habt?" — „Das will ich einmal probieren!" sagte die kleine Martha; sie sammelte alle Apfelkerne und steckte sie an einem sonnigen Plätzchen im Garten in die Erde. War die Luft trocken, so begoß sie die Samen, und siehe da, im folgenden Frühling wuchsen kleine Pflänzchen in die Höhe, wo die Kerne gelegen hatten. *Im ersten Jahre* blieben sie klein und schwach; aber im zweiten

Jahre breiteten sie sich schon ordentlich aus. Martha entfernte sorgfältig alles Unkraut ringsumher, und so wurden dir Pflanzen zu kräftigen Reisern und dann zu kleinen Stämmchen. Der Vater veredelte sie nun durch Pfropfreiser, und im fünften Jahre zeigten sich schon einige rötlich weiße, duftende Blüten. Die meisten fielen ab, aber aus einer Blüte wurde schon ein wirklicher, schöner Apfel.

Martha wurde größer und die Bäumchen mit ihr, und jetzt sind sie in jedem Frühjahr ganz mit herrlichen Blüten bedeckt, als hätte es darauf geschneit, und im Herbste hängen sie voll rotbackiger Äpfel. Da freut sich Martha, denn die Äpfel gehören ihr, weil sie die Bäumchen gepflanzt und gezogen hat.

*118. Der Wettstreit.

Eine Kuh, ein Pferd und ein Schaf standen auf einer Weide zusammen und unterhielten sich über den Menschen, ihren Herrn. „Er gibt uns die gute Weide und den warmen Stall," sagte die Kuh, „aber dafür gebe ich ihm auch die süße Milch, woraus er sich Käse von allerlei Art und die köstliche Butter bereitet." — „Das ist noch gar nichts," sagte das Pferd, „ich trage ihn auf meinem Rücken und ziehe Karren und Wagen." — „Und ich," ließ das Schaf sich hören, „schenke ihm meine Wolle, daraus macht er sich warme Kleider und Strümpfe." Da kam ein Hund gelaufen. Den blickten die drei verächtlich an, denn sie hielten sich für hundertmal wichtiger als er. Aber gleich darauf kam der Mensch, ihr Herr, der rief dem Hunde freundlich zu und streichelte ihn. Die drei andern Tiere sahen neidisch auf den Hund, und endlich fragte das Pferd den Menschen: „Warum kümmerst du dich denn so viel um dieses unnütze Tier, das nichts kann als bellen? wir sind doch viel mehr wert." Der Herr aber streichelte seinen Hund noch mehr und sprach: „Das ist mein treuer Freund, er hat mein einziges, liebes Kind aus den Wasserfluten gerettet, das werde ich ihm niemals vergessen."

*119. Das Stiefmütterchen.

Im Garten wächst ein schönes Blümchen, das heißt Stiefmütterchen. Es sieht beinahe aus wie ein Veilchen, nur hat es

keinen so lieblichen Geruch, wie das Veilchen, dafür ist es aber größer und bunt von Farbe. Man sieht fast nie zwei Stiefmütterchen, die gleich gefärbt sind, fast jedes ist anders. Da gibt es weiße und blaue und gelbe und braune und dunkelrote, nur hat jedes etwas Violettes an sich, und wenns auch nur ein kleines Fleckchen wäre, und die Blumenblättchen sehen aus wie Samt. Warum heißt aber das Blümchen Stiefmütterchen? Davon erzählt man sich ein artiges Märchen, das heißt so:

Es war einmal eine Mutter, die hatte vier Töchter, zwei davon waren ihre rechten Töchter, und zwei waren ihre Stiefkinder. Sie kaufte sich und ihren Kindern prächtige Kleider von buntem Samt, aber die Stiefkinder bekamen nur einfarbige Kleider. Sie setzte sich immer obenan auf zwei Stühle zugleich, denn für ihre kostbaren Kleider reichte ein Stuhl nicht aus; ihre rechten Töchter durften sich neben sie setzen, jedes auf einen Stuhl, aber die zwei Stieftöchter mußten sich unten an den Tisch setzen und zwar beide zusammen auf ein einziges Stühlchen, da saßen sie ganz dicht aneinandergeschmiegt und hatten kaum Platz. — Da verwandelte der liebe Gott die ganze Familie in eine Blume, und nun sitzen sie noch immer alle fünf im Kreis herum. Betrachtet das Blümchen, welches Stiefmütterchen heißt, nur einmal genau, da werdet ihr schon finden, welches Blatt die Stiefmutter gewesen ist und welche Blätter die vier Kinder, und ihr werdet gewiß auch die grünen Stühlchen entdecken, worauf sie sitzen. Aber zur Strafe machte der liebe Gott dem Stiefmütterchen einen häßlichen Wulst auf den Rücken, und die zwei stolzen Töchter bekamen einen großen Bart. Und er senkte den Stiel der Blume, da kam auf einmal die Stiefmutter unten hin, und die zwei Schwestern, die auf einem einzigen Stühlchen sitzen, kriegten das allerschönste dunkle Samtkleid, und da sitzen sie nun beide Arm in Arm auf ihrem einzigen Stühlchen, und man sieht ihnen an, wie glücklich sie sind, und wie lieb sie sich haben.

120. Das Böcklein und der Wolf.

Ein junges Geißböcklein war auf das Dach seines Stalles *geklettert*. Da stand es nun, meckerte vergnügt und schaute so

stolz in die Welt hinein, als ob es die allergrößte Heldenthat vollbracht hätte. Auf einmal sah es unten den bösen Wolf gehen, den Erbfeind seines Geschlechtes. Nun erst wuchs ihm der Mut. „Seht einmal, ihr Leute," rief es laut lachend, „da schleicht der Hungerleider! Gelt, du suchst Böckchen, du Lump? Laß dir nur das Gelüst vergehen! marsch fort in den Wald mit dir, du Nimmersatt, du schäbiger! gib acht, gleich werfe ich dir ein paar Ziegel auf den Kopf, daß du ein Rad schlagen sollst. Willst du wohl weggehen da unten!" Da sagte der Wolf: „Wer schimpft so dort oben? Bist du das, Freundchen? Ach nein, jetzt sehe ich, das Dach schimpft. Nun, Dach, schimpfe nur weiter!" Und damit ging er vorüber.

121. Der aufgeblasene Frosch.

Eine Gesellschaft grüner Laubfrösche hüpfte in muntern Sprüngen über eine Wiese, auf welcher ein paar fette Ochsen weideten. „Seht einmal diese riesengroßen Tiere!" sagte einer der Frösche, „gegen die sind wir doch nur elende Zwerge." — „Das finde ich gar nicht," meinte ein stattlicher Frosch — es war nicht der größte, aber der dickste — „ihr seid allerdings nur schmächtige Kerlchen, aber seht einmal mich an! es fehlt gar nicht so viel, dann bin ich auch so dick, wie dort der Ochse." Seine Gefährten quakten laut auf. „Nun gebt einmal acht!" sagte der dicke Frosch, und dabei blies er sich auf, als sei er ein Luftball. „Bin ich jetzt bald so groß wie der Ochse?" fragte er. „Noch lange nicht!" riefen seine Freunde. Nun blies er noch mehr. Er glich jetzt einer dicken Trommel. „Aber jetzt?" fragte er. „Nein, immer noch nicht!" Nochmals blies er mit Anstrengung aller seiner Kräfte, bis er kugelrund war. „Aber jetzt doch?" fragte zum drittenmal der eitle Wicht. Die andern Frösche schüttelten den Kopf. Der Gernegroß blies immer weiter; auf einmal that es einen Knall — er war *geplatzt*!

122. Der Esel und das Reitpferd.

Ein schwer mit Säcken beladener Esel keuchte langsam seine Straße. Da jagte auf stolzem, stattlich aufgezäumtem Rosse ein

Reiter an ihm vorüber. „Ach, wer doch ein Reitpferd wäre!“ seufzte der Esel, „dann hätte man es gut. Dann stände man in einem wohlgelüfteten, geräumigen Stall, fräße Hafer, soviel man wollte, würde geputzt und gestriegelt, bekäme einen prächtigen Sattel auf den Rücken gelegt und trüge dann den Reiter in Trab und Galopp, hopp! hopp! über Stock und Stein, das wäre keine Arbeit, das wäre eitel Freude! Unsereins aber hat es halt anders, schleppt schwere Säcke von früh bis spät, und was ist der Lohn? Elende Spreu und Disteln und Prügel ohne Ende. Ach, wer doch auch ein Reitpferd wäre!“ — Nach einiger Zeit brach ein Krieg aus, und der Herr des Pferdes mußte auch mit: in voller Rüstung bestieg er sein Tier und trieb es überall hin; er jagte es endlich sogar mitten in die Feinde hinein, bis es verwundet niedersank. Der Kampf war vorüber, und das Pferd, aus seinen Wunden blutend, lag einsam und sterbend auf dem Schlachtfeld. So erblickte es der Esel. Da wurde er anderer Meinung, als früher, und lobte sich seine Säcke und seine Disteln. „Ist mein Los auch ärmlich,“ so sprach er, „so ist es doch friedlich. Meiner wartet kein Glanz, aber auch keine Gefahr. Nein, es geht nichts darüber, ein Esel zu sein!“

123. Die Grille und die Ameisen.

Unsere Ameisen hierzulande liegen im Winter erstarrt da und brauchen kein Futter. Aber in wärmeren Ländern gibt es eine Art Ameisen, welche sich Speise für den Winter sammeln. Zu einem solchen fleißigen Ameisenvolke kam zur Winterszeit eine hungrige Grille und bat um etwas zu essen. „Hast du es denn nicht gemacht, wie wir?“ fragten die Ameisen, „und hast im Sommer die Vorräte eingeheimst?“ — „Nein'“ sagte kleinlaut die Grille, „dazu hatte ich leider keine Zeit.“ — „Keine Zeit?“ versetzten die Ameisen, „was hast du denn an den langen Sommertagen alles gethan?“ — „Da habe ich gesungen,“ antwortete die Grille, „meine Stimme klingt so hell, wie eine Flöte, und gewiß habt ihr mir auch oft mit Vergnügen zugehört.“ — „Nicht, daß wir es wüßten,“ meinten die Ameisen mit Lachen, „dazu hatten *wir keine* Zeit. Aber wir wollen dir einen guten Rat geben:

haſt du im Sommer die Flöte geblaſen, dann kannſt du ja im Winter danach — t a n z e n!"

124. Der Wolf und der Hund.

„Du haſt es lang gut," ſagte ein Wolf, welcher des Nachts nach Beute umherſtrich, zu einem Hunde, mit dem er ſich zuweilen unterhielt, „ſeit Wochen habe ich keinen Biſſen Fleiſch mehr gegeſſen; du wirſt dick und fett, und ich bin ſo dünn, wie ein zuſammengeklapptes Abcbuch." — „Ja," ſagte der Hund, „mir geht es ganz gut, ich kann nicht klagen. Einmal im Tage füllt man mir meine Schüſſel bis zum Rande mit allerlei, was von der Tafel meines Herrn übrig bleibt, mit fetter Suppe, Brotſtücken, großen Fleiſchbrocken und den herrlichſten Knapperknochen. In der Zwiſchenzeit bekomme ich noch manche Näſchereien zugeſteckt, Wurſtſchalen, Käsrinde, zuweilen ſogar ein Schinkenbein." — „Und gibt man dir das alles umſonſt, aus lauter Liebe?" fragte der Wolf. „Das gerade nicht," erwiderte der Hund, „weißt du, dafür bewache ich meinem Herrn das Haus, halte die Diebe in Furcht und laſſe keine Füchſe und Wölfe auf den Hof. Ich will dir was ſagen, gehe doch zu meinem Herrn und verdinge dich ihm auch als Hofhund, du ſiehſt ja einem Schäferhunde zum Verwechſeln ähnlich!" — „Ich will es mir einmal überlegen," erwiderte der Wolf, „ich hätte wirklich nicht übel Luſt dazu, wenn man dafür ſo prächtig gefüttert wird. Aber ſag einmal, was haſt du denn da am Hals für wunde Stellen? biſt du da gebiſſen worden?" — „Nein," ſagte der Hund, „das iſt nichts, das hat nichts zu bedeuten, das iſt nur von der Kette!" — „V o n d e r K e t t e?" fragte der Wolf, „von was für einer Kette?" — „Nun ja, ſiehſt du," antwortete der Hund, „am Tage liege ich an der Kette, weil die Leute ſagen, ich wäre biſſig. Aber des Abends macht man mich los, da darf ich die ganze Nacht herumlaufen, ſoviel ich will." — „Höre," ſagte der Wolf, „dann will ich mich lieber doch nicht als Hund verdingen, lieber bleibe ich mager und behalte dafür auch am Tage meine Freiheit!" Und damit lief er wieder in ſeinen Wald zurück, Flock aber ging wieder in den Hof, zu ſeiner Schüſſel und zu ſeiner — K e t t e.

125. Die Dohle und die Tauben.

Es war im Winter. Der Wind blies kalt, tiefer Schnee lag überall, die Waldvögel froren und hungerten. Da flog eine schwarze Dohle in ein Dorf hinein und versuchte, in einen Taubenschlag zu schlüpfen. Doch die Insassen wollten mit einer Dohle nichts zu thun haben und wiesen sie entrüstet ab. Die Dohle aber verlor den Mut nicht, sie flog an eine Kalkgrube, färbte sich über und über weiß und erschien aufs neue am Taubenschlag. „Ruckediguk!" riefen die Tauben, „seht einmal, da ist eine neue angekommen, die hat gewiß Hunger. Es scheint eine Lachtaube zu sein. Komm nur herein, lieber Fremdling, und thu dir gütlich!" Das ließ sich die Dohle nicht zweimal sagen. Gierig stürzte sie sich auf die vollen Futternäpfe, die da standen, und die Tauben freuten sich, daß es ihr so gut schmeckte. Auf einmal, als sie so recht von Herzen satt war, fing sie unwillkürlich an zu krächzen. „Was ist denn das?" sagte ein alter Tauber, „du krächzest ja wie eine Dohle." — „Eine Dohle! eine Dohle!" schrie es sofort von allen Seiten, „das ist eine Dohle! was will die hier? die frißt uns unser Futter weg, hinaus mit ihr!" Und nun hackten alle mit ihren Schnäbeln auf den Eindringling los, daß das Blut zwischen den weißgefärbten Federn hervorfloß.

Die Dohle war froh, wie sie wenigstens noch lebendig glücklich draußen war, und flog schleunigst in den Wald zurück zu den Ihrigen. Aber was geschah? Als diese das weiße Tier sahen, welches sich unter die Dohlenschar mischten wollte, schrieen sie gleich alle: „Eine Taube! da ist eine Taube! was will die hier?" Und nun hackten sie mit ihren Schnäbeln gerade so auf das arme Geschöpf ein, wie vorher die Tauben.

126. Der wunderbare Pudding.

Neulich war Onkel Robert bei uns und lud uns zum Essen ein. Er sagte, zum Nachtisch wolle er uns einen wunderbaren Pudding vorsetzen, den mehr als tausend Menschen zubereitet hätten. „Einen Pudding," riefen wir aus, „den mehr als tausend Menschen zubereitet haben? das ist ja ein Riesenpudding! der *muß so groß* sein, wie eine Kirche!" — „Nun, ihr Kinder!" sagte

der Onkel „ihr sollt schon sehen, kommt nur morgen, und eßt bei mir!“

Kaum hatten wir am andern Morgen gefrühstückt, da wollten wir schon hinüber zum Onkel. Mit großer Mühe hielt uns die Mutter noch zurück. Endlich war es Mittag, da gingen wir. Wie erstaunten wir, als in Onkel Roberts Hause alles so aussah, wie immer. Endlich ging es zu Tische. Suppe, Fleisch und Gemüse waren verzehrt, und voll Ungeduld schauten wir nach der Thüre. Sie ging auf, und was erschien? — Ein ganz gewöhnlicher Pudding, nicht ein bißchen größer, als jeder andere Pudding.

Mein Bruder sagte: „Onkel, das ist ja gar so kein Pudding, wie du uns einen versprochen hast.“ — „Doch, mein Junge!“ erwiderte der Onkel. „Aber, Onkel! wie kannst du denn sagen, daß mehr als tausend Menschen an dem Pudding da geholfen hätten?“ — „Erst iß einmal ein tüchtiges Stück, Fritz!“ sagte Onkel Robert, und dann nimm dies Blatt Papier und eine Bleifeder, und rechne die Leute zusammen, welche mir geholfen haben, ihn fertig machen!“

„Zuerst,“ sagte Onkel Robert, „brauchten wir Mehl, und wie viele Leute haben uns wohl das herbeischaffen helfen? Der Acker mußte gepflügt und besät und geeggt werden. Dann mußte das Korn geschnitten werden. Um den Pflug und die Sensen herzustellen, haben Bergleute und Eisengießer und Schmiede und Holzhauer und Wagner gearbeitet. Um aus Leder das Pferdegeschirr zu verfertigen, haben Metzger, Gerber, Sattler und Riemer geschafft. Um das Korn in Mehl zu verwandeln, mußte der Müller sein Mühlchen klappern lassen; Maurer und Zimmerleute und Dachdecker mußten erst dies Mühlchen bauen, Steinbrecher und Steinmetzen mußten die Mühlsteine herrichten, Fuhrleute mußten sie herbeischaffen.

Im Pudding sind auch Rosinen und allerlei Gewürze, die kamen weither übers Meer; um sie herzubringen, mußten Schiffbauer, Segelmacher, Matrosen, Pflanzer, Kaufleute, Krämer und viele andere thätig sein. Um die Segel und Schiffstaue zu machen, waren Hanf und Flachs nötig. Darum müssen wir auch

alle Leute mitzählen, welche diese Pflanzen gesät und bearbeitet haben, die Spinner und Weber, und all die Leute, welche die Maschinen gemacht haben, die man dazu wieder gebraucht hat.

Dann sind auch Eier und Milch am Pudding und . . ." — „Halt ein, Onkelchen, halt ein!" rief ich, „ich glaube, das sind schon tausend!" — „Ja, ich bin aber noch lange nicht fertig," sagte Onkel Robert, „der Pudding mußte doch gekocht werden, und dazu brauchten wir Kohlen. Da dürften wir also auch die Bergleute im Kohlenbergwerk nicht vergessen, und die, welche das Eisen und das Kupfer gegraben und bearbeitet haben für die Kessel und Pfannen, und die Kohlenhändler und die Eisenbahnleute und — — —"

„Ach, Onkel, genug, genug!" riefen Fritz und ich zu gleicher Zeit, „wir glauben es ja längst, daß mehr als tausend Menschen diesen Pudding zubereitet haben. Bitte, gib uns lieber noch ein recht großes Stück, er schmeckt uns jetzt noch viel besser!"

127. Sprichwörter.

*I.

1. Aller Anfang ist schwer.
2. Allzuviel ist ungesund.
3. Am Abend wird der Faule fleißig.
4. An Gottes Segen ist alles gelegen.
5. Bete und arbeite.
6. Das Ei will klüger sein als die Henne.
7. Der Klügste gibt nach.
8. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.
9. Die besten Gedanken kommen hinten nach.
10. Doppelt genäht hält besser.
11. Eigensinn bringt kein Gewinn.
12. Ein kleines Fünkchen gibt ein großes Feuer.
13. Ende gut, alles gut.
14. Gebranntes Kind scheut das Feuer.
15. Geschenkt und wieder genommen ist auch gestohlen.
16. Gleich und gleich gesellt sich gern.
17. Hunger ist der beste Koch.

18. Ich weiß wohl, was ich habe, aber nicht, was ich kriege.
19. Jedem Narren gefällt seine Kappe.
20. Jeder fege vor seiner Thür.
21. Jung gewohnt, alt gethan.
22. Keine Antwort ist auch eine Antwort.
23. Keine Rose ohne Dornen.
24. Leicht gesagt, aber schwer gethan.
25. Liebe Kinder haben viele Namen.
26. Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen als mit einem Faß voll Essig.
27. Morgen, morgen, nur nicht heute! sprechen alle faulen Leute.
28. Morgenstunde hat Gold im Munde.
29. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
30. Nach Regen kommt Sonnenschein.
31. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.
32. Narren und Affen alles begaffen.
33. Neue Besen kehren gut.
34. Übung macht den Meister.
35. Versprechen und Halten ziemt wohl den Jungen und Alten.
36. Viele Hände machen bald ein Ende.
37. Viele Hunde sind des Hasen Tod.
38. Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen!
39. Was du nicht willst, das man dir thu, das füg auch keinem andern zu.
40. Was Mäulchen nascht, muß Leibchen büßen.
41. Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter.
42. Wer auf zwei Stühlen sitzen will, setzt sich leicht dazwischen.
43. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.
44. Wer motzt bei der Schüssel, dem schadets am Rüssel.
45. Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.
46. Wer verdrießlich ist, den ärgert die Fliege an der Wand.
47. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
48. Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus.
49. Wo man die Katze streichelt, da ist sie gern.
50. Zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus.

II.

1. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — 2. Besser ein Sperling in der Hand, als zehn auf dem Dache. — 3. Darf doch die Katze den Kaiser ansehen. — 4. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand. — 5. Durch Schaden wird man klug. — 6. Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche. — 7. Ehrlich währt am längsten. — 8. Eile mit Weile. — 9. Eine Hand wäscht die andere. — 10. Er geht wie die Katze um den heißen Brei. — 11. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen. — 12. Geduldiger Schafe gehen viele in einen Stall. — 13. Kleider machen Leute. — 14. Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter. — 15. Man muß das Bäumchen biegen, so lange es jung ist. — 16. Man soll nicht aus der Schule schwatzen. — 17. Man sucht keinen hinter dem Ofen, man habe denn selbst dahinter gesteckt. — 18. Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land. — 19. Müßiggang ist aller Laster Anfang. — 20. Not lehrt beten. — 21. Probieren geht über Studieren. — 22. Schein trügt. — 23. Sparmund und Übelleb kaufen Herrn Wohlleb sein Haus ab. — 24. Sprichwort, wahr Wort. — 25. Tadeln ist leichter als Bessermachen. — 26. Übermut thut selten gut. — 27. Unkraut vergeht nicht. — 28. Viele Köche verderben den Brei. — 29. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — 30. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — 31. Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Beinen haben. — 32. Wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen tot. — 33. Wenn die Katze aus dem Haus ist, springen die Mäuse über Tisch und Bänke. — 34. Wenn eine Gans trinkt, dann trinken alle. — 35. Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. — 36. Wenns dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis tanzen und bricht ein Bein. — 37. Wer andere necken will, muß selber Spaß verstehn. — 38. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — 39. Wer A sagt, muß auch B sagen. — 40. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. — 41. Wer die Rose bricht, muß leiden, daß sie sticht. — 42. Wer die Wahl hat, hat die Qual. — 43. Wer nicht will, der hat gegessen. — 44. Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. — 45. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. — 46. Wie der Herr, so der Knecht. — 47. Wie gewonnen, so zerronnen. — 48. Wie mans treibt, so gehts. — 49. Weise Sprüche, gute Lehren soll man thun und nicht bloß hören. — 50. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf! das ist *der beste* Lebenslauf.

Spielet nicht mit Feuer.*)

Der kleine Paul hat einmal, als er allein war, mit Streichhölzern gespielt. Das hatten ihm Vater und Mutter streng verboten.

Weißt du, was ihm geschehen ist?

Er hat sich die Finger verbrannt und, als er schnell das Streichholz wegwarf, ist es auf das Bett gefallen. Das hat zu brennen angefangen. Paul hat laut geschrieen, da sind zum Glück noch Nachbarn dazugekommen und haben das Feuer gelöscht.

Aber Pauls Vater, der am Abend müde von der Arbeit nach Hause kam, hat sich nicht in das Bett legen können, weil es verbrannt war und hat an der Erde schlafen müssen.

Die Mutter hat viel geweint.

Paul und seine Geschwister haben auch nichts zu Weihnachten bekommen, weil der Vater ein neues Bett kaufen mußte.

Hüte dich vor dem Feuer, liebes Kind, und sei deinen Eltern immer gehorsam.

---

*) Laut Ministerialerlaß vom 1. Juni 1891, U. III. A. No. 1056, muß obiges Lesestück in alle für Volksschulen und für höhere Mädchenschulen bestimmten Lesebücher innerhalb der preußischen Monarchie aufgenommen werden.

Lebensabriß der Schriftsteller.

Bechstein Ludwig, geb. 24. November 1801 bei Meiningen, † 14. Mai 1860 zu Meiningen.

Campe Joachim Heinrich, geb. 29. September 1746 bei Holzminden, † 22. Oktober 1818 zu Braunschweig.

Curtman Wilhelm, geb. 3. März 1802 zu Alsfeld in Hessen, † 6. November 1871 zu Gießen.

Dieffenbach Georg Christian, geb. 4. Dezember 1822 zu Schlitz in Hessen. Dort lebt er als Oberpfarrer.

Feddersen Jakob Friedrich, geb. 31. Juli 1736 zu Schleswig, † 31. Dezember 1788 zu Altona. Er war Geistlicher in Magdeburg, Braunschweig und Altona, besonders verbreitet waren seine biblischen Geschichten und das im Quellennachweis genannte Werk.

Förster Friedrich, geb. 24. September 1791 zu Münchengosserstädt an der Saale, † 8. November 1868 zu Berlin. Er machte die Freiheitskriege mit und schrieb viele geschichtliche Werke. Er war Kustos der Kunstkammer zu Berlin.

Franz Agnes, geb. 8. März 1794 zu Mielitsch in Schlesien, † 13. Mai 1843 zu Brandenburg.

Brüder Grimm: 1) Jakob, geb. 4. Januar 1785 zu Hanau, † 20. November 1863 zu Berlin. 2) Wilhelm, geb. 24. Februar 1786 zu Hanau, † 16. Dezember 1859 zu Berlin.

Hebel Johann Peter, geb. 10. Mai 1760 zu Basel, † 22. November 1826 zu Schwetzingen.

Hummel August, geb. 4. August 1839 zu Halle a. d. Saale. — Er ist Oberlehrer in Delitzsch und Verfasser naturwissenschaftlicher und erdkundlicher Lehrbücher.

Jacobs Friedrich, geb. 6. Oktober 1764 zu Gotha, † 30. März 1847 als Bibliothekar daselbst.

Kellner Lorenz, geb. 29. Januar 1811 zu Heiligenstadt, † 18. August 1892 als Geheimer Regierungsrat zu Trier.

Krummacher Friedrich Adolf, geb. 13. Juli 1767 zu Tecklenburg, † 4. April 1845 zu Bremen.

Löhr Johann Andreas Christian, geb. 18. Mai 1764 zu Halberstadt, † 28. Juni 1823 zu Zwenkau bei Leipzig. Er war Geistlicher. Seine Jugendschriften waren lange Zeit sehr verbreitet.

Meißner August Gottlieb, geb. 4. November 1753 zu Bautzen, † 20. Februar 1807 zu Fulda.

Müllenhoff Karl Viktor, geb. 8. November 1818 zu Marne in Ditmarschen, † 19. Februar 1884, als Universitätslehrer zu Berlin.

Nacke Karl, geb. 25. Juni 1821 zu Aschersleben, † 13. Februar 1856 zu Merseburg. Er war Lehrer und gab zusammen mit Lüben weitverbreitete deutsche Lesebücher heraus.

Reinick Robert, geb. 22. Februar 1805 zu Danzig, † 7. Februar 1852 zu Dresden.

Salzmann Christian Gotthilf, geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda, † 31. Oktober 1811 zu Schnepfenthal als Leiter einer Erziehungsanstalt. Er ist der Begründer der modernen Jugendlitteratur.

von Schmid Christoph, geb. 15. August 1768 zu Dinkelsbühl, † 3. November 1854 zu Augsburg.

von Schubert Gotthilf Heinrich, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Erzgebirge, † 1. Juli 1860 zu Großhessellohe bei München.

Trojan Johannes, geb. 14. August 1837 zu Danzig, lebt zu Berlin.

Nachweis der Quellen.

Bechstein: Märchenbuch, 33. Aufl. Leipzig, Wigand, o. J. (Nr. 4 ist gekürzt).

Campe: Kinderbibliothek, Wien, Bauer, 1813, Bd. 2, S. 139.

Curtman: Lesebuch für die Stufe der Anschauung, Offenbach, Heinemann, 1845. Geschichtchen für Kinder, Gießen, Heinemann, 1867. Die meisten Stücke von Curtman sind gekürzt; hier und da ist auch der Ausdruck geändert.

Dieffenbach: Für unsere Kleinen, Gotha, Perthes, 1889, S. 132; 1890, S. 181 (gekürzt).

Feddersen: Beispiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, Halle, Hemmerde, 1777, Bd. 1, S. 158.

Förster: Auras u. Gnerlich, Deutsches Lesebuch, 8. Aufl. Breslau, 1870, Teil 1, S. 157.

Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, große Ausgabe, 18. Aufl. Berlin, Hertz, 1882 (Nr. 43 gekürzt und an zwei Stellen geändert). — Deutsche Sagen, Berlin, Nicolai, 1816 (Nr. 38).

Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Historisch-kritische Ausg. von Behaghel, Stuttgart, Spemann, o. J. (Nr. 46 etwas gekürzt).

Hummel: Herzblättchens Zeitvertreib, herausg. von Thekla von Gumpert, Glogau, Flemming, o. J., Bd. 30, S. 41; Bd. 27, S. 103; Bd. 29, S. 44 (alle Stücke sind gekürzt).

Jacobs: Feierabende in Mainau, 2. Aufl., Leipzig, Dyk, 1843, S. 92.

Kellner: Praktischer Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht, 10. Aufl., Erfurt, Otto, 1862, Bd. 1, S. 121, 126; Bd. 2, S. 37, 45, 58, 67 (Nr. 64—67 mit unbedeutenden Kürzungen).

Krummacher: Parabeln, 7. Aufl. Essen, Bädeker, 1840, Bd. 1, S. 110 und 101 (Nr. 69 ist gekürzt).

Löhr: Kleine Plaudereien für Kinder, neu herausg. von Vilmar, Marburg, Elwert, 1850, Bd. 2, S. 42, 64.

Meißner: Äsopische Fabeln für die Jugend. Neue Ausgabe, Dresden, Hofbuchdruckerei, o. J.

Müllenhoff: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Kiel, 1845.

Nacke: Lesebuch für Bürgerschulen, herausg. von Lüben und Nacke, 1. Teil, 4. Aufl. Leipzig, Brandstetter, 1859, S. 72.

Reinick: A-B-C-Buch für kleine und große Kinder, 4. Aufl. Leipzig, Dürr, 1876, S. 134.

Salzmann: Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, Leipzig, Vogel, 1811, Bd. 1, S. 187 (Nr. 89); Konrad Kiefers A-B-C- und Lesebüchlein, Schnepfenthal, Erziehungsanstalt, 1818, 3. Aufl. 1. Teil, S. 187 (Nr. 90). Beide Stücke sind etwas gekürzt.

Schmid: Kurze Erzählungen, Originalausg. von letzter Hand, München, Finsterlin, 1885.

Schubert: Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen, 21. Aufl. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer, 1871, S. 459; unbedeutend gekürzt.

Trojan: Alle vier Stücke sind Originalbeiträge für die zweite Auflage der Musterprosa.

Verschiedenes: Nr. 111—126 vom Herausgeber neu erzählt, und zwar Nr. 111, 115, 119 nach volkstümlichen Stoffen, Nr. 112—114, 120, 122, 123, 125 nach Äsop, Nr. 121, 124 nach Phädrus, Nr. 116 nach Amalie Schoppe, Nr. 118 nach Zollikofer, Nr. 126 nach dem Englischen (s. Vietor und Dörr, englisches Lesebuch, S. 11); die Sprichwörter Nr. 127 sind meistens der Sprichwörtersammlung von Simrock entnommen, Frankfurt a. M., Winter, o. J.

Register I.

Zusammenstellung gleichartiger Stücke.

A. Nach dem Inhalt.

I. Die Natur.

1. Frühling.

8, 9 Curtman, Im März; Die Ostereier. — 52 Hebel, Das Mittagessen im Hof. — 64 Kellner, Der Frühling.

2. Sommer.

11—13, 17, 22 Curtman, Der Storch; Der Distelfink; Die drei Schmetterlinge; Der Strohmann; Der Schäfer. — 58, 60 Hummel, Von mancherlei Beeren; Eine Schwalbengeschichte. — 65 Kellner, Der Sommer. — 70 Löhr, Die Himbeeren.

3. Herbst.

59 Hummel, Von mancherlei Nüssen. — 66 Kellner, Der Herbst.

4. Winter.

67 Kellner, Der Winter. — 68 Krummacher, Das Rotkehlchen. — 86 Müllenhoff, Das brave Mütterchen. — 109, 110 Trojan, Der Sperling im Winter; Die Weihnachtsbescherung.

5. Morgen.

10 Curtman, Die Sonnenstrahlen.

6. Abend. Nacht.

108 Trojan, Nachtgewitter auf dem Land.

7. Tierwelt. (Vgl. auch Nr. 14 und 18.)

7 Campe, Wittington. — 11—15, 17, 22 Curtman, Der Storch; Der Distelfink; Die drei Schmetterlinge; Der Hühnerhof; Das Federvieh; Der Strohmann; Der Schäfer. — 60 Hummel, Eine Schwalbengeschichte. — 63 Kellner, Das Mäuschen und der Löwe. — 68 Krummacher, Das Rotkehlchen. — 89, 90 Salzmann, Das Raupennest; Die fremden Tiere. — 102 Schmid, Der Löwe. — 109 Trojan, Der Sperling im Winter. — 115, 118 Der Affe und die Stiefel; Der Wettstreit.

8. Pflanzenwelt. Wald.

58, 59 Hummel, Von mancherlei Beeren; Von mancherlei Nüssen. — 70 Löhr, Die Himbeeren. — 103 Schmid, Die Kornähren. — 107 Trojan, Die Kornblume. — 117 Die Apfelkerne. — 119 Das Stiefmütterchen.

II. Vaterland und Fremde.

9. Deutsches Land und Volk.

49 Hebel, Der fechtende Handwerksbursche in Anklam. — 61 Jacobs, Das Kind und die Wölfe. — 86 Müllenhoff, Das brave Mütterchen. — Außerdem gehören hierher fast alle unter den vorigen Nummern verzeichneten Stücke.

10. Deutsche Geschichte und Sage.

38 Grimm, Frau Hütt. — 23 Curtman, Till Eulenspiegel. — 54, 57 Hebel, Ein gutes Rezept; König Friedrich und sein Nachbar.

11. Ferne Zeiten und Lande.

20 Curtman, Die Leier des Orpheus. — 102 Schmid, Der Löwe. — 27 Förster, Das Ei des Kolumbus. — 7 Campe, Wittington. — 106 Schubert, Die Kartoffel.

III. Menschenleben.

12. Kinderleben. Familienleben. Heimat.

Hierzu gehören fast alle Stücke dieses Buches.

13. Feste.

110 Trojan, Die Weihnachtsbescherung. — 9 Curtman, Die Ostereier. — 2 Bechstein, Das Märchen vom Mann im Monde.

B. Nach Gattungen.

I. Belehrendes (Didaktisch).

14. Fabel.

16, 21 Curtman, Die beiden Ziegenböcke; Der Wecker. — 63 Kellner, Das Mäuschen und der Löwe. — 72—85 Meißner, Die Taube und die Biene; Die Krähen und der Wasserkrug; Der lügenhafte Hirt; Der Fuchs und der Ziegenbock; Der beladene Esel; Die zwei Freunde und der Bär; Der unzufriedene Esel; Der Schoßhund und der Esel; Die zwei Reisenden und der Geldbeutel; Der Einsiedler und der Bär; Der Eid des Wolfes; Die junge Maus; Die zwei Pflugschare; Der Igel und der Maulwurf. — 96 Schmid, Der Kürbis und die Eichel. — 111—114, 120—25 Die kluge Maus; Der Fuchs und die Trauben; Der Esel in der Löwenhaut; Der Geizhals; Das Böcklein und der Wolf; Der aufgeblasene Frosch; Der Esel und das Reitpferd; Die Grille und die Ameisen; Der Wolf und der Hund; Die Dohle und die Tauben.

15. Gleichnis (Parabel).

68, 69 Krummacher, Das Rotkehlchen; Der Morgentraum. — 103, 104 Schmid, Die Kornähren; Die sieben Stäbe.

16. Rätsel.

116 Ein Rätsel.

17. Sprichwort.

127 Sprichwörter.

II. Erzählendes (Episch).

18. Märchen.

1—6 Bechstein, Gott Überall; Das Märchen vom Mann im Monde; Vom Hühnchen und Hähnchen; Das Märchen vom Schlaraffenland; Der Hase und der Fuchs; Hänsel und Gretel. — 12, 13, 18 Curtman, Der Distelfink; Die drei Schmetterlinge; Die Katze und die drei Hunde. — 29—37, 39—44 Brüder Grimm, Der Wolf und die sieben jungen Geißlein; Das Rotkäppchen; Der Fuchs und die Katze; Der Fuchs und die Gänse; Das Lumpengesindel; Strohhalm, Kohle und Bohne; Die Bremer Stadtmusikanten; Das Hirtenbüblein; Der Nagel; Der Wolf und der Mensch; Die drei Brüder; Doktor Allwissend; Hans im Glück; Der Arme und der Reiche; Sneewittchen. — 119 Das Stiefmütterchen.

19. Sage.

20 Curtman, Die Leier des Orpheus. — 38 Brüder Grimm, Frau Hütt. — 86 Müllenhoff, Das brave Mütterchen.

20. Erzählung.

7 Campe, Wittington. — 26 Feddersen, Der König und der Page. — 27 Förster, Das Ei des Kolumbus. — 91—104 Schmid, Erzählungen.

21. Launige Erzählung; Schwank.

4 Bechstein, Das Märchen vom Schlaraffenland. — 19, 23 Curtman, Die verkehrte Welt; Till Eulenspiegel. — 45, 47, 48, 50—53, 55, 56 Hebel, Seltsamer Spazierritt; Das seltsame Rezept; Einer oder der andere; Bequeme Schiffahrt; Der kluge Richter; Das Mittagessen im Hof; Das wohlfeile Mittagessen; Der listige Quäker; Der silberne Löffel. — 88 Reinick, Der Wein. — 93, 94 Schmid, Der Menschenfresser; Der kluge Landmann und sein Pferd.

Register II.

Die Zahlen in Klammern sind die Seitenzahlen der zweiten Auflage. — Die mit * bezeichneten Stücke eignen sich für das zweite Schuljahr (Klasse 8 der preußischen höheren Mädchenschulen).

Bechstein:

*1. Gott Überall . . . . . (1) 1
*2. Das Märchen vom Mann im Monde . . . . . (3) 3
*3. Vom Hühnchen und Hähnchen . . . . . (4) 4
4. Das Märchen vom Schlaraffenland . . . . . (7) 5
5. Der Hase und der Fuchs . . . . . (9) 8
6. Hänsel und Gretel . . . . . (10) 9

Campe:

7. Wittington . . . . . (18) 15

Curtman:

*8. Im März . . . . . (20) 16
*9. Die Ostereier . . . . . (21) 17
*10. Die Sonnenstrahlen . . . . . (22) 17
*11. Der Storch . . . . . (23) 18
*12. Der Distelfink . . . . . (24) 19
*13. Die drei Schmetterlinge . . . . . (24) 19
*14. Der Hühnerhof . . . . . (25) 20
*15. Das Federvieh . . . . . (26) 21
*16. Die beiden Ziegenböcke . . . . . (27) 22
*17. Der Strohmann . . . . . (27) 22
*18. Die Katze und die drei Hunde . . . . . (28) 23
*19. Die verkehrte Welt . . . . . (29) 24
*20. Die Leier des Orpheus . . . . . (30) 25
21. Der Wecker . . . . . (31) 26
22. Der Schäfer . . . . . (31) 26
23. Till Eulenspiegel . . . . . (33) 28

Dieffenbach:

*24. Dieb! Dieb! . . . . . (II_1 36) 29
*25. Das Vogelnest . . . . . (II_1 38) 30

Fedderſen:

26. Der König und der Page . . . . . (34) 32

Förster:

27. Das Ei des Kolumbus . . . . . (35) 33

Franz:

*28. Seltene Freundschaft . . . . . (II_1 54) 34

Brüder Grimm:

*29. Der Wolf und die sieben jungen Geißlein . . . . (36) 35
*30. Das Rotkäppchen . . . . . (38) 37
*31. Der Fuchs und die Katze . . . . . (41) 40
*32. Der Fuchs und die Gänse . . . . . (42) 41
*33. Das Lumpengesindel . . . . . (43) 42
*34. Strohhalm, Kohle und Bohne . . . . . (45) 44
*35. Die Bremer Stadtmusikanten . . . . . (46) 45
*36. Das Hirtenbüblein . . . . . (49) 49
*37. Der Nagel . . . . . (50) 50
*38. Frau Hütt . . . . . (51) 50

39. Der Wolf und der Mensch . . . . . (52) 51
40. Die drei Brüder . . . . . (53) 52
41. Doktor Allwissend . . . . . (55) 54
42. Hans im Glück . . . . . (57) 56
43. Der Arme und der Reiche . . . . . (62) 61
44. Sneewittchen . . . . . (65) 65

Hebel:

*45. Seltsamer Spazierritt . . . . . (73) 73
46. Kindesdank . . . . . (74) 73
47. Das seltsame Rezept . . . . . (75) 74
48. Einer oder der andere . . . . . (76) 75
49. Der fechtende Handwerksbursche in Anklam . . . (78) 76
50. Bequeme Schiffahrt, wers dafür halten will . . . (78) 76
51. Der kluge Richter . . . . . (79) 77
52. Das Mittagessen im Hof . . . . . (80) 78
53. Das wohlfeile Mittagessen . . . . . (81) 79
54. Ein gutes Rezept . . . . . (82) 80
55. Der listige Quäker . . . . . (84) 82
56. Der silberne Löffel . . . . . (85) 83
57. König Friedrich und sein Nachbar . . . . . (88) 85

Hummel:

*58. Von mancherlei Beeren . . . . . (90) 86
*59. Von mancherlei Nüssen . . . . . (91) 88
60. Eine Schwalbengeschichte . . . . . (92) 89

Jacobs:

*61. Das Kind und die Wölfe . . . . . (II_2 155) 90

Kellner:

*62. Gespensterfurcht . . . . . (95) 92
*63. Das Mäuschen und der Löwe . . . . . (96) 92
*64. Der Frühling . . . . . (96) 93
*65. Der Sommer . . . . . (97) 93
*66. Der Herbst . . . . . (97) 94
*67. Der Winter . . . . . (98) 95

Krummacher:

*68. Das Rotkehlchen . . . . . (100) 96
*69. Der Morgentraum . . . . . (100) 97

Löhr:

*70. Die Himbeeren . . . . . (101) 98
71. Die Jahrmarktspuppen . . . . . (102) 99

Meißner:

*72. Die Taube und die Biene . . . . . (105) 101
*73. Die Krähen und der Wasserkrug . . . . . (105) 102
*74. Der lügenhafte Hirt . . . . . (106) 102
*75. Der Fuchs und der Ziegenbock . . . . . (106) 103
*76. Der beladene Esel . . . . . (107) 103
*77. Die zwei Freunde und der Bär . . . . . (107) 104
78. Der unzufriedene Esel . . . . . (108) 104
79. Der Schoßhund und der Esel . . . . . (108) 105
80. Die zwei Reisenden und der Geldbeutel . . . . (109) 105
81. Der Einsiedler und der Bär . . . . . (109) 106
82. Der Eid des Wolfes . . . . . (110) 106
83. Die junge Maus . . . . . (110) 106

84. Die zwei Pflugschare . . . . . (111) 107
85. Der Igel und der Maulwurf . . . . . (111) 108
Müllenhoff:
86. Das brave Mütterchen . . . . . (112) 108
Nacke:
*87. Der Uhrmacher . . . . . (113) 109
Reinick:
*88. Der Wein . . . . . (114) 110
Salzmann:
*89. Das Raupennest . . . . . (115) 111
90. Die fremden Tiere . . . . . (117) 114
Schmid:
*91. Der Wiederhall . . . . . (120) 116
*92. Die Nuß . . . . . (120) 116
*93. Der Menschenfresser . . . . . (120) 117
*94. Der kluge Landmann und sein Pferd . . . . . (121) 117
*95. Der Honigtopf . . . . . (122) 118
*96. Der Kürbis und die Eichel . . . . . (123) 119
97. Die Milch . . . . . (123) 119
98. Die Suppe . . . . . (124) 120
99. Der Geldbeutel . . . . . (124) 120
100. Stroh und Reisig . . . . . (125) 121
101. Das Brot . . . . . (125) 121
102. Der Löwe . . . . . (126) 122
103. Die Kornähren . . . . . (127) 123
104. Die sieben Stäbe . . . . . (127) 123
Schubert:
105. Der Geiger in der Wolfsgrube . . . . . (II, 226) 124
106. Die Kartoffel . . . . . (II, 227) 125
Trojan:
107. Die Kornblume . . . . . (129) 127
108. Nachtgewitter auf dem Land . . . . . (130) 128
109. Der Sperling im Winter . . . . . (131) 129
110. Die Weihnachtsbescherung . . . . . (132) 130
Verschiedenes:
*111. Die kluge Maus . . . . . (134) 132
*112. Der Fuchs und die Trauben . . . . . (134) 132
*113. Der Esel in der Löwenhaut . . . . . (135) 133
*114. Der Geizhals . . . . . (135) 133
*115. Der Affe und die Stiefel . . . . . (136) 134
*116. Ein Rätsel . . . . . (137) 135
*117. Die Apfelkerne . . . . . (138) 136
*118. Der Wettstreit . . . . . (139) 137
*119. Das Stiefmütterchen . . . . . (—) 137
120. Das Böcklein und der Wolf . . . . . (140) 138
121. Der aufgeblasene Frosch . . . . . (140) 139
122. Der Esel und das Reitpferd . . . . . (141) 139
123. Die Grille und die Ameisen . . . . . (141) 140
124. Der Wolf und der Hund . . . . . (142) 141
125. Die Dohle und die Tauben . . . . . (143) 142
126. Der wunderbare Pudding . . . . . (144) 142
*127. Sprichwörter I. II . . . . . (145) 144

PT
1105
H4
1897
V.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.